

April
1948



DER MARIENBOTE

MESS - NOVENE

BRAUCHST DU GEBETSHILFE ?



Viele unserer Leser sind dem Marianischen Missionsverein beigetreten. Es wird nun auch für sie jeden Tag eine heilige Messe gelesen.

Aus den vielen Briefen, die wir von den neuen Mitgliedern des Marianischen Missionsvereins erhielten, sehen wir mit tiefem Mitleid im Herzen, wieviel Not und Sorge doch auf jedem Menschen lastet. Mütter bitten uns, für ihr krankes Kind zu beten, andere Mütter und Väter empfehlen Kinder, die auf Abwege geraten sind. Hier ist Geldnot, dort braucht man

Gottes Segen für die kommende Ernte, damit man seine Schulden abtragen kann. Einem sind Haus und Hof abgebrannt, andere leiden unter der großen Sünde der Ungerechtigkeit, die heute in der Welt herrscht.

Wir möchten einem jeden helfen. Und wir haben gesehen, daß sofortige Hilfe in sehr vielen Fällen notwendig ist.

Aus diesem Grunde wird der Marianische Missionsverein vom 7. Mai bis zum 15. Mai, das ist in den neun Tagen vor Pfingsten, eine Messopfer Novene halten. Zu den täglichen heiligen Messen für alle Mitglieder des Vereines werden wir noch diese neun hl. Messen zufügen, in der Meinung aller Mitglieder. Diese hl. Messen werden in der St. Marienkirche zu Regina geopfert werden.

Wir möchten alle unsere Mitglieder bitten, ihre Meinung zu machen und während dieser neun Tage mit uns zu beten, damit sie an der Novene teilnehmen können. Wir werden sie zu Ehren der Marienkönigin dem Heiligen Geist opfern.

Die Saatzeit steht vor der Tür! Ladet alle Eure Freunde ein, dem Marianischen Missionsverein beizutreten, damit auch sie an dieser Novene teilnehmen können. Die Mitglieder des Vereines opfern drei „Gegrüßet seist du Maria“ täglich und einen Dollar jährlich für die Missionen, dafür wird jeden Tag für alle Mitglieder eine hl. Messe gelesen, werden den Mitgliedern vom Heiligen Vater viele Ab-lässe gewährt, die auch den armen Seelen zuwendbar sind, und außerdem werden von Zeit zu Zeit noch Messopfer Novenen abgehalten werden, in die jedes Mitglied eingeschlossen ist.

Laß Deinen Nachbar lesen, was hier über den Marianischen Missionsverein geschrieben steht. Lade ihn ein, dem Verein beizutreten. Die Opfer sind klein — groß ist aber, was jeder für sein Opfer zurückerhält.

Werbe neue Mitglieder!

THE MARIAN PRESS

922-24 VICTORIA AVE.

REGINA, SASK., CANADA

Der Marienbote

Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: „The Marian Press“, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: \$2.00 jährlich.



A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: \$2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

No. 7

Regina, Sask., April 1948

16. Jahrgang

Dies und Das

Frühling? Unzählbar sind die Allelujarufe, die von der Kirche in diesen Tagen zwischen Ostern und Pfingsten zum Himmel entporsteigen. Jedes heilige Meßopfer, das täglich und stündlich vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang, in den Ländern des Nordens und in den Ländern des Südens dargebracht wird, ist gefüllt von ihnen. Und wo immer die Priester des Herrn mit den Gebeten des althehrwürdigen Brevieres sich an den Himmel wenden, klingt es ununterbrochen: Alleluja! Alleluja! Froh wie die Vöglein des Frühlings, deren Geschrei nicht enden will, sind diese Rufe, und das Herz des Gläubigen sinnt Lust und Freude.

Vergleicht man jedoch diese Lust und auch die Lust des Frühlings mit dem tiefen Leid, das heute über aller Menschheit liegt, dann wird man nachdenklich. Kommt einem dazu noch in den Sinn, daß Gott doch zu keinem Geschöpf der Erde, zu keinem Tier, zu keinem Gräslein, zu keinem Winde, so persönlich liebend sich hinabneigt wie zum Menschen, dann werden die Gedanken schwer.

Wo ist sie nur, diese persönliche Liebe des ewigen Vaters zum Menschen? Was wir da in der Menschheit weinen und klagen und sterben sehen, kann doch nicht die Frucht dieser Liebe sein? Und

jene Mächte, vor denen wir zittern, die morgen mit neuen Kriegen kommen können und heute schon kalt sterben lassen, was doch leben soll, auch diese Mächte können doch nicht von der Liebe Gottes sein?

Wo ist sie denn, die Liebe des Herrn zum Menschen? Sollte Gott sie etwa fortgenommen haben von uns? Das kann nicht sein. Denn der Herr hat gesprochen, daß seine Liebe so ewig und so unabänderlich sei wie er selbst. Und dieser Satz ist doch einer der Hauptgrundsätze unseres Glaubens.

Wenn nun die Liebe Gottes immer noch da ist, warum sehen und warum fühlen wir sie nicht? Warum dann soviel ungerechtes Leid in der Welt? Sollte des Menschen Bosheit etwa doch stärker sein als Gott?

Gotteslästerisch sind solche Fragen. Und doch werden sie tagtäglich von vielen vielen Menschen gestellt. Sie sind wohl nicht als Gotteslästerung gemeint. Sie zeugen aber davon, daß des Menschen Ausblick zu Gott nicht mehr so freundschaftlich ist, als er es sein sollte. Glauben, Hoffen und Lieben fehlen ihm. Der Mensch kennt seinen Gott nicht mehr und er hat wenig Verlangen, Gott zu besitzen und Gott zu leben. In den Himmel möchten wir wohl noch kommen wollen, und die Ewigkeit der Hölle ist uns immer noch allergrößter Schrecken.

Unser Verlangen nach dem Himmel ist aber kein Durst der Gottesliebe mehr. Ob Gott dort ist oder nicht, hat nicht viel zu sagen. Solange wir nur die Hölle vermeiden und ins Land des Glückes kommen.

Das ist des gegenwärtigen Durchschnittschriften Religion. Im Mittelpunkt dieses modernen Christentums steht nicht Gott, sondern der Mensch und das Ich.

Diese unsere Einstellung zu Gott ist die Ursache, daß der Liebe so wenig unter uns ist. Wir haben eben vergessen, daß es für den Menschen einfach kein rein irdisches Wohl geben kann. Das Leben der Tiere und der Pflanzen ist Essen und Trinken, Zeugen und Wachsen und Lust und wirklicher Tod. Der Mensch steht zwar mit beiden Füßen auf derselben Erde, wo die Tiere und die Bäume wachsen und sich freuen. Des Menschen Leben jedoch hat neben diesen Lüsten auch das Lieben und das Hassen, das Verlangen nach Gerechtigkeit und den Zug zur Sünde. Alles aber kommt aus dem Geiste, und der Geist lebt nicht von irdischer Nahrung oder von der Luft, der Sonne und den Salzen der Erde. Er lebt nach den Gesetzen jener unsichtbaren Reiche, in denen seine Gedanken und sein Wünschen sind. Und dieser Reiche gibt es nur zwei: Entweder jene Höhen, in denen alles Wahrheit ist und Liebe und Gott und gottähnliches Leben, oder die Abgründe, wo das Sataniſche haust mit seinen Lügen, mit seiner zerstörenden Selbstsucht, mit seinem Hassen und Quälen.

Wissen wir noch, daß der Himmel, für den der Osterheiland uns erlöst hat, nicht erst in der Ewigkeit auf uns wartet? Und wissen wir auch noch, daß die Hölle, die wahre, wirkliche Hölle, ihren Anbeginn hier auf Erden hat?

Unsere Christenreligion mit ihren ewigen Wahrheiten ist doch so einfach und so klar. Für sich hat Gott uns erschaffen, und zu seinem Lob und Preis hat er uns erlöst. Auch das dritte Werk Gottes am Menschen — das am meisten vergessene — die Heiligung der Erlösten durch die Kraft und die Gnade des Heiligen Geistes, will Gott an uns zu seiner Verherrlichung vollenden.

Und wie er es vollenden will! Er, der Vater und der Sohn und der Heilige Geist, will Wohnung in uns nehmen. Gott will so wirklich im Menschen leben, wie er seit Ewigkeit in sich selbst lebt und wirkt. Wo aber Gott ist, da sind auch Liebe, Gerechtigkeit, Friede und Freude. Denn alles das ist ja Gott. Und Gott und Himmel sind eins und dasselbe.

Ohne den Menschen zu fragen, hat Gott den Menschen erschaffen. Ohne sich des Menschen Erlaubnis zu holen, hat Gott ihn erlöst. Die Heiligung des Menschen ist aber anders. Da zwingt Gott sich nicht auf. Er kommt und wohnt nur dort, wo der menschliche Wille nach seiner Gnade greift, und wo der Mensch guten Willens sein will.

Wo der Mensch sich um diese Dinge nicht kümmert, da kann Gott nicht in ihm leben. Und wo Gott nicht ist, das ist Hölle. Da ist alles das, was Gott nicht ist.

Gott ist die Liebe. Geht er, dann bleibt Haß. Gott ist Barmherzigkeit, Gerechtigkeit, Güte, Freude, Sicherheit und Bönne. Nur Ungerechtigkeit, Hartherzigkeit, Bosheit und Geistesstolz können ihn abhalten, im Menschen zu wohnen. Wo das geschieht, da kommen denn Qual, Unsicherheit, Gnadenlosigkeit und hoffnungslose Trauer. Das aber ist — die Hölle. Sie beginnt genau so wirklich hier schon auf Erden, wie der Himmel unter den sterblichen Menschen seinen allermehrsten Anfang nimmt.

Nichts läßt sich gerade heute wirklich erschauen, betasten, erhören und erfühlen als die Hölle — und die vollständige Abhängigkeit der Menschheit von der irdischen Gegenwart des Himmels.

Es gibt Dinge um uns, über uns und in uns, die wir zwar nicht ernst nehmen, die aber doch so ernst sind, daß Krieg und Frieden, daß Hungerstod und auch rein irdischer Wohlstand vollständig von ihnen abhängig sind.

Es ist nicht Gottes Schuld, daß seine Liebe nicht herrscht. Es ist aber unsere Schuld — eine Sünde, deren wir uns nicht einmal bewußt sind —

Wenn wir das Gute aus der Hand Gottes annehmen, warum sollten wir dann nicht auch das Harte annehmen.

(Job 2, 10)

daß wir den Allheiligen nach seiner Liebe zu fragen wagen, nachdem wir selbst ihr Wirken und Walten unter uns unmöglich gemacht haben.

Es ist eben doch wahr, daß die Gnade weit höhere Werte hat als das Geld. Und daß die Acker Gottes in deinem Herzen unaussprechbar wertvoller sind als alles Land, das du besitzt und noch besitzen möchtest.

Draußen ist es nun Frühling. Der Himmel wird immer heller. Er hat eben seine Freuden, die kein Menschenlügen und keine Menschengier trüben kann.

Während es aber über uns und um uns herum immer heller und fröhlicher wird, verzieht sich der Himmel der Geschichte tagtäglich mit finsternen Wolken. So viel Lügen, so viel Eigensüchteleien, so viel Stolz und Gottlosigkeit da immer noch am Wachsen sind, so viel Finsternis beginnt sich um uns zu entwickeln. Wir denken wohl nicht an diese Dinge und sorgen uns nicht viel um sie. Lügen tapfer weiter, und hassen und streiten und glauben an die Macht des Geldes, ohne uns viel um Gnade oder Gnadenlosigkeit zu kümmern.

Es kann aber morgen wieder Krieg kommen — und was dann? Wird Gott wieder einmal unsere Häuser hier beschützen? Und unsere Zukunft? Wie er es vor ein paar Jahren tat?

Es ist fast niemand da, der Buße tut für die Sünden der Welt. Fast niemand, dessen größte Sorge die Heiligung in Gott wäre. Ja, es ist fast niemand mehr da, der solche Worte überhaupt noch versteht. Sagt man sie, dann wird man eigenartig angesehen.

Spricht man vom Gelde, wird man verstanden. Spricht man von der Gnade, kann man — selbst von Christen verlacht werden.

Warten wir nur weiter auf den „Frühling ohne Gott“. Meinen wir nur weiter, es sei genug des Christenlebens, wenn man seine sonntägliche Pflicht erfüllt, am Freitag kein Fleisch ißt, seine Osterpflicht tut und niemanden tötet oder beraubt! Der große Meister aller Dinge wird uns schon noch einmal zeigen: Ich bin der Herr dein Gott!

Es sieht halt nicht gut aus, weder in der Welt noch im Christentum. Darum will uns fast das Oster- und das Pfingstalleluja garnicht vom Herzen kommen.

Andererseits strömt es aber doch aus den Tiefen unzähliger Gottesfreunde wie jubelndes Frühlingsingen zum Himmel empor. Es weint der Gerechte und es weint der Heilige wohl über die Blindheit der Menschen. Schaut er aber im Lichte der Ostern auf Gott, dann hört die Trauer auf, und die Freude ist da. Die Freude des Glaubens, die Freude des Hoffens, und die Freude der Liebe, die jeder hat und empfinden muß, der seinen Gott mit reiner Seele liebt.

Alleluja, du großer Gott, du Vater und Sohn und Heiliger Geist! Grab und Tod, Menschenlist und Menschenhaß zerstampfst du mit deinen Füßen, in jedem Jahrhundert, in jedem Geschlecht, das vor dir wandelt. Du aber: Wie du warst vor aller Zeit, so bleibst du in Ewigkeit! Und dein Sieg ist Liebe! Alleluja!

Der Schriftleiter.

Aus der Nachfolge Christi

Was nützen scharfsinnige Untersuchungen über die Dreifaltigkeit, wenn Demut Dir mangelt? Ohne diese mißfälltst du dem Dreieinigen Gott. Wahrhaft, nicht hohe Worte machen heilig und gerecht, sondern ein tugendreiches Leben macht Gott angenehm. Ich will lieber Zerfnirschung des Herzens empfinden, als sagen können, worin sie besteht. Könntest du die heilige Schrift auswendig und die Sprüche aller Weltweisen, was nützte all das ohne die Liebe Gottes und Seine Gnade! O Eitelkeit der Eitelkeiten! Alles ist eitel, außer Gott lieben und Ihm allein zu dienen. Das ist höchste Weisheit, die Welt verachten und nach dem Himmel streben.

Es ist also eitel, vergängliche Schätze suchen und darauf seine Hoffnung setzen. Eitel, nach Ehren trachten und sich selbst erhöhen. Eitel, seine Gedanken nur dem gegenwärtigen Leben zuwenden und das künftige vergessen. Eitel ist, lieben, was schnell entflieht, aber nicht dahin eilen, wo die Freude ewig dauert.

Das Osterlied der Kirche

In der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten sollten wir dieses Jubellied öfters lesen und betrachten. Es wird am Karfreitagmorgen bei der Weihe der Osterkerze vom Diakon gesungen. Es darf dieses Lied jedoch nie in unseren Herzen verklingen! Dieses Lied ist unser Glaube! Es ist unser Hoffen und es ist unser Lieben! Oder kennen wir es nicht mehr? Sind uns die heiligen Gedanken, die dort so froh zu Gott hinaussingen, wirklich schon fremd geworden? Glauben wir nicht mehr so, und hoffen und lieben wir nicht mehr mit der gottesfrohen, dankenden Glut, die aus diesem Liede spricht? Dann beten wir zum Heiligen Geist, dessen Hochfest bald wieder da ist. Denn dazu sind uns Ostern und Pfingsten gegeben: Daß wir heilig werden in Jesus Christus durch den Heiligen Geist, zur Ehre und Verherrlichung des guten Vaters im Himmel. Lob und Preis sei der Allheiligen Dreifaltigkeit!

Nun jubelt im Himmel, ihr Chöre der Engel- Frohlocket, ihr hohen Geheimnisse Gottes! Erschalle, Siegesposaune zum Triumph des erhabenen Königs! Freue dich, Erde, bestrahlt vom himmlischen Lichte, und fühle, vom Lichtglanz des ewigen Königs erhellt, wie das Dunkel im ganzen Umkreis von Dir erwichen. Freue auch du dich, Mutter, heilige Kirche, verklärt von den Strahlen so herrlichen Lichtes, und dieser Tempel widerhalle vom mächtigen Jubel des Volkes! Drum bitte ich euch, geliebte Brüder, die ihr Zeugen seid des wunderbaren Glanzes dieses heiligen Lichtes: Fleht mit mir an die Barmherzigkeit des allmächtigen Gottes, daß Er, der mich ohne Verdienst in die Schar der Leviten aus Gnade berufen, mit Seinem Licht mir die Seele erfülle, daß ich würdig das Lob dieser Osterkerze verkünde. Durch Jesus Christus, Seinen Sohn, unsern Herrn, der mit Ihm lebt und herrscht in der Einheit des Heiligen Geistes, Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit, Amen. Es ist in Wahrheit würdig und recht, den unsichtbaren Gott und allmächtigen Vater, und Seinen eingeborenen Sohn, unsern Herrn Jesus Christus, mit ganzer Inbrunst des Herzens und Geistes und mit lauter Stimme zu preisen. Denn Er hat für uns dem ewigen Vater Adams Schuld bezahlt und den Schuldbrief der alten Sünde mit Seinem Blut voll Liebe aufgelöst. Jenes Osterfest ist ja heute, an dem das wahre Lamm geschlachtet wird, dessen Blut die Türpfosten der Gläubigen heiligt. Dies ist die Nacht, in der Du einst unsere Väter, Israels Kinder, aus Aegypten geführt und trockenen Fußes durchs Rote Meer geleitet hast. Dies ist die Nacht, die das Dunkel der Sünde durch das Leuchten der Feuerfäule verscheucht hat. Dies ist die Nacht, die heute auf der ganzen Erde alle, die an Christus glauben, den Lastern der Welt und der Sündenmacht entreißt, der Gnade zurückgibt, den Heiligen einreißt. Dies ist die Nacht, in der Christus die Bande des Todes zerriß und siegreich vom Grabe erstand. Denn nichts nützte es uns, geboren zu werden, wäre uns nicht Hilfe geworden durch die Erlösung. O wunderbare Herablassung Deiner Güte zu uns! O unschätzbare Erweis der Liebe: den Knecht zu erlösen, gabst Du hin den Sohn. O wahrlich lebenswürdige Sünde Adams, die durch Christi Sterben getilgt ward! O glückliche Schuld, die einen so großen, so erhabenen Erlöser zu erhalten verdiente! O wahrhaft se-

lige Nacht, du allein durfst Zeit und Stunde kennen, da Christus von den Toten erstand! Dies ist die Nacht, von der geschrieben steht: „Die Nacht wird lichterhell wie der Tag“, und: „Die Nacht ist mir Leuchte in meiner Wonne“. Diese geheiligte Nacht also vertreibt die Laster, wäscht ab die Sünden; den Gefallenen gibt sie die Unschuld wieder, den Trauernden die Freude. Sie verscheucht den Haß, stiftet Eintracht und beugt die Gewalten. (Nun legt der Diakon die fünf geweihten Weihrauchkörner in Kreuzesform in die Kerze. Die Fünfszahl erinnert an die heiligen fünf Wunden, die der Heiland auch nach seiner Auferstehung als Zeichen des Sieges an seinem verklärten Leibe beibehielt.) Für die gnadenvolle Nacht nimm denn an, heiliger Vater, das abendliche Opfer dieses Weihrauchs, das Dir unter feierlicher Darbringung dieser Kerze die heilige Kirche durch die Hand ihrer Diener vom Werke der Bienen entrichtet. Doch nun haben wir den Lobpreis dieser Lichtsäule vernommen: so flamme sie auf zu Gottes Ehr am funkelnden Feuer! (Jetzt zündet der Diakon an einem Arme des Triangel die Osterkerze an. Dies sinnbildet den Augenblick der Auferstehung.) Ob auch die Flamme sich teilt und nach vielen Seiten ihr Licht auspendet, erfährt sie doch keine Minderung. Sie wird ja genährt vom schmelzenden Wachs, das die fruchtbare Biene zur Gewinnung dieser kostbaren Leuchte erzeugt hat. (Nun wird das ewige Licht an der Osterkerze angezündet, dann die übrigen Lampen des Gotteshauses. Damit wird angedeutet, wie die frohe Kunde von der Auferstehung Christi, in immer weitere Weise drang.) O wahrhaft selige Nacht, die die Aegypter herabte, die Hebräer bereicherte! Nacht, die den Himmel mit der Erde, Gott mit dem Menschen verband! So bitten wir Dich denn, o Herr: diese Kerze, zur Ehre Deines Namens geweiht, leuchte in ungeschwächtem Glanze fort, das Dunkel der Nacht zu vertreiben. Als lieblicher Wohlgeruch werde sie von Dir angenommen; ihr Schein mische sich in den der Lichter am Himmel. Der aufgehende Morgenstern schaue noch ihre Flamme, jener Morgenstern, der keinen Untergang kennt; jener, der, aus dem Totenreich wiederkehrt, dem Menschengeschlecht aufleuchtet in mildem Glanze. So flehen wir denn, Herr, zu Dir: schenke uns ruhige Zeiten; in den frohen Tagen dieser Osterfeier lenke, behüte, schirme immerdar unter

Georg, der ehrliche Baeckerbub

Die Geschichte eines Weißen
Sonntags.

Von Elise Miller.

Eigentlich war der Georg gar kein Bäckerbub. Ach — wie sehr wünschte er sich, das zu sein — einen Vater zu haben, der so einen Laden voll wohlriechenden Brotes sein eigen nannte! — bei ihm daheim war das Brot selten, besonders das Weißbrot. Sein Vater war ein armer Tagelöhner, und seine Mutter Muthilffrau, soweit ihr die vier Kinder Zeit ließen, noch Geld zu verdienen. Er, der Georg, aber war der Bäckerbub, daß heißt, er trug seit einem ganzen Jahr, seit seinem zehnten Geburtstag, des Torbäckers Brötchen früh morgens in die Häuser der feinen Leute dieser Vorstadt.

Jeden Monat nahm er einige Markstücke dafür ein, und der Vater trug sie ihm auf die Saprkasse. Sie gaben das Lehrgeld ab für den Georg, wenn er in ein paar Jahren beginnen durfte, das Bäckergerwerbe zu erlernen.

Etwas Besseres wußte er nicht — nichts Schöneres, als Bäcker werden. Sich satt essen können, der Mutter und den immer hungrigen Geschwisterchen Brot bringen und jedem Bettler ein großes Stück Brot in die Hand zu legen — das dünkte dem guten Herz dieses armen Knaben etwas ganz Herrliches.

Brot! Brot! Der Knabe von elf Jahren wußte, was der Schrei um Brot Furchtbares ist. Er wollte ihn lindern helfen, wenn er einmal Mann geworden.

Seit er den feinen Leuten die Brote austrug, litt er selbst keinen Brothunger mehr: sein Meister hatte auch ein gutes Herz, und der Georg ging mit einem großen Schwarzbrottrand in die Schule.

Nun geschah aber etwas, das den armen Knaben in furchtbar aufregende Tage stürzte — eine düstere Wolke zog an seinem hellen Kinderhimmel auf und löschte die Sonne ganz aus — die goldenste Sonne, die ihm in dem armseligen Leben eben aufgehen wollte — die freudige Hoffnung auf den Weißen Sonntag, auf die erste heilige Kommunion.

Der Herr Professor Halder saß mit Frau und Tochter am Frühstückstische, als die alte Senze, die vierzigjährige Magd, mit dem Korb wohlriechender Brötchen eintrat und unwillig sagte:

„Nun fehlt heut schon wieder eine Semmel. Das ist nun das siebte Mal. So kann es doch nicht weitergehen, und der Bäcker behauptete gestern abend noch fest, er zähle sie selbst ab und Ziren sei ausgeschlossen, und er

wolle heute besonders achtgeben.“ Das Mädchen redete hastig, in sichtlicher Erregung.

Der Herr Professor schüttelte nachdenklich den Kopf. Er liebte häusliche Erörterungen nicht — vor allem schon morgens früh, wo er mit ernstesten, wissenschaftlichen Gedanken beschäftigt war. Er sah aber ein, das tägliche Fehlen eines bestellten und bezahlten Brotes konnte nicht so fortgehen. Es mußte ermittelt werden, wo das Brot liegen blieb oder genommen wurde.

„Hat die Tüte wieder einen Riß?“ fragte er forschend die alte Magd.

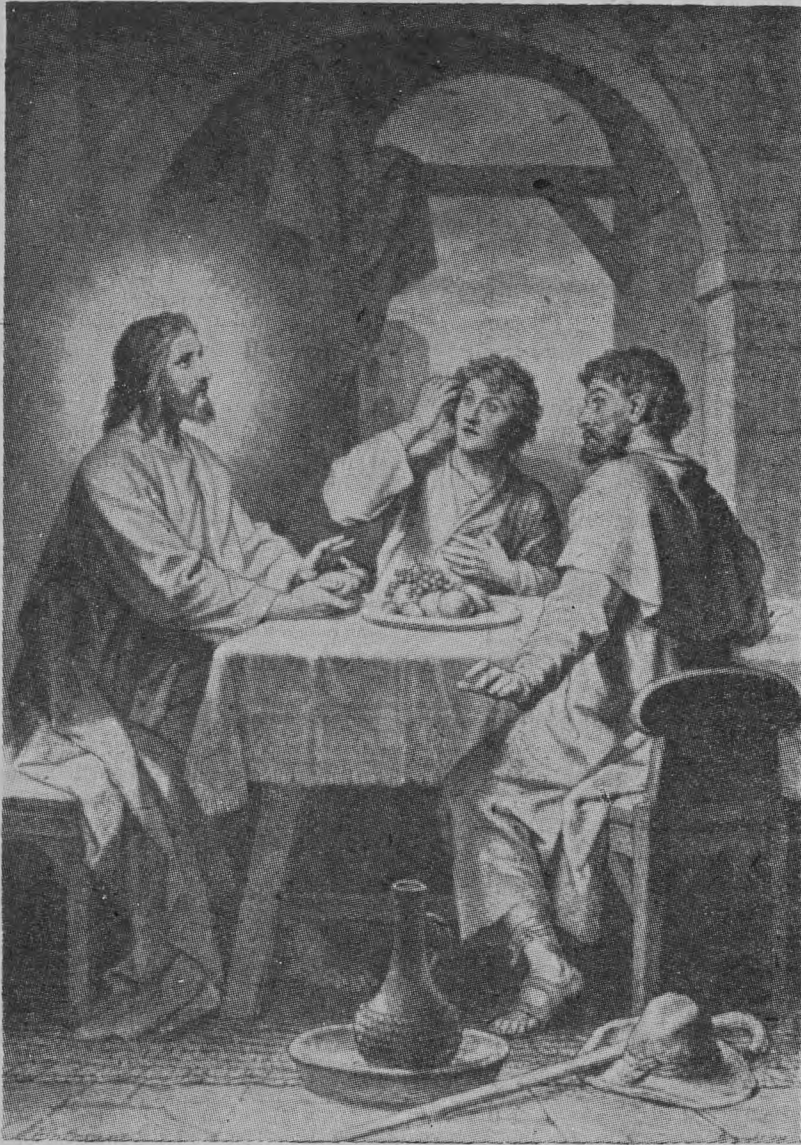
„Wie allemal, unten ein weites Loch, da . . .“ antwortete diese und zog das Papier aus dem Korb.

„Immer an demselben untern Rand, das ist merkwürdig“, sagte der Professor kopfschüttelnd. Seine Frau nahm ihm die Tüte ab, betrachtete sie und meinte: „Es schaut aus wie absichtlich hineingerissen — ich kann mir nicht helfen, immer denke ich an den Bäckerbuben — ich könnte es dem mageren Kerlchen auch gar nicht böse nehmen — wenn ich nur sicher wäre, ob er es ist — ich schenkte ihm das Brötchen — aber klar sehen möchte ich!“

„Weißt Du was, Mama,“ rief die

Deinem Gnadenschutz uns, Deine Diener, den gesamten Alerus und das Dir in Treue ergebene Volk, mit unserm Heiligen Vater, dem Papst Pius. Durch Ihn, Jesus Christus, unsern Herrn, der mit Dir lebt und herrscht in der Einheit des Heiligen Geistes, Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen. In jener Zeit kauften Maria Magdalena, Maria, die Mutter des Jakobus, und Salome Spezereien, um hinzugehen und Jesus zu salben. Am frühen Morgen des ersten Wochentages, als eben die Sonne aufging, kamen sie zum Grabe. Sie sprachen zueinander: „Wer wird uns wohl den Stein vom Eingang des Grabes wegwälzen?“ Als sie aber hinblickten, sahen

sie, daß der Stein schon weggerollt war; er war nämlich sehr groß. Sie gingen nun ins Grab hinein. Da sahen sie nun zur Rechten einen Jüngling sitzen, angetan mit einem weißen Gewande. Darüber erschrafen sie sehr. Er aber sprach zu ihnen: „Fürchtet euch nicht. Ihr sucht Jesus von Nazareth, den Gekreuzigten. Er ist auferstanden und nicht mehr hier. Seht den Ort, wohin sie Ihn gelegt hatten. Gehet hin und saget Seinen Jüngern und dem Petrus, daß Er euch nach Galiläa vorausgeht. Dort werdet ihr Ihn sehen, wie Er euch gesagt hat (Markus 16). Das ist der Tag, den der Herr gemacht hat! Alleluja! Alleluja!“



Sie erkannten Ihn

achtzehnjährige Julie, „passen wir ihn morgen früh ab. Ich verstecke mich im Gebüsch am Gartenzaun, so daß ich genau sehe, wenn er das Brot in das Kästchen legt. Ist er weg, so holen wir es sofort. Da muß es sich ja zeigen, wo das Brot bleibt!“

„Kannst du machen,“ sagte der Professor; schon halb in schweren Arbeitsgedanken, erhob er sich und verließ mit kurzem Gruß die Familie.

Die Magd kam zum Abtragen; sie sprach: „Der Bäcker sagt, auf den Knaben sei Verlaß, wie auf ihn

selbst, der stehle nicht, der bekomme überhaupt bei ihm Brot genug geschenkt — — man weiß eben doch nicht,“ endete die Magd zweifelnd.

Es war auch ein merkwürdiger Fall. Seit sechs Tagen fehlte jedesmal ein Brot, war jedes Papier unten aufgerissen.

Jeden Nachmittag stellte die treue, erprobte Magd den Bäcker zur Rede, und er behauptete, gewiß alle zehn Brote abgegeben zu haben.

Der Bäckerbub wurde dann gerufen. Mit erstaunten Augen hörte der

kleine, bleiche Georg das Merkwürdige und schüttelte den Kopf.

„Verlierst sie vielleicht?“ fragte der Meister, „stehest herum und schwägest?“

„Nein, gewiß nicht, Meister!“ wehrte der Bub erschrocken.

„Verwechselt Du sie vielleicht? Nein, das ist unmöglich,“ redete er sich diese Meinung selbst aus, „Du hast keiner Herrschaft eine Tüte mit neun Broten zu überbringen, das ist ausgeschlossen! Genommen hast sie doch nicht?“ setzte der Bäcker halb lustig, halb forschend bei.

Da fuhr aber der kleine Georg empört auf, sein bleiches Gesichtchen wurde glührot und entsetzt, daß man ihm so etwas, wenn auch nur im Spaß, sagen könne, und vielleicht war es dem Meister gar ein bißchen ernst: „Ich stehlen! — ich stehle nicht!“ Schüchtern, in stillem, glücklichem Beteuern fügte er bei: „Ich darf ja zur ersten heiligen Kommunion am Weißen Sonntag!“

„Ja so, ja so!“ sagte der Bäcker, ein gerührtes Lächeln flog über sein rundes Gesicht, und seine mehligte Hand klopfte dem Knaben gutmütig die Schulter: „Das weiß ich schon, Bub, Du bist eine ehrliche Haut. Jetzt gib aber fein acht, wir müssen herauskriegen, wo das Brot hinkommt, sonst meint die Herrschaft zuletzt auch noch, du nimmst's! Brauchst nicht heulen, Büble,“ tröstete er herzlich den plötzlich schluchzenden Knaben, „weißt, die Leute kennen Dich nicht aber ich halt' fest zu Dir, und wir wollen zusammen schon herauskriegen, wo das Brötchen hinkommt! So, jetzt weißt es, zieh' Dein Sacktlein heraus und puß Dir das Gesicht ab, und da hast Du drei frische Wecklein, bringst sie der Mutter heim, kannst gehen jetzt.“

Halb erfreut und doch mit schwerem Herzen eilte der Georg heim zu.

Erst meinte er, der Mutter auf der Stelle die ganze Sache erzählen zu müssen, dann aber dachte er wie ein Mann: „Drauf hat sie Angst und Sorge. Ich will es schon allein an ein rechtes End' bringen, und der Meister hält ja zu mir!“

So schwieg er tapferen Herzens seine Sorge in sich hinein. Freilich

mußte er oftmals unter Tags würgen und schlucken, wenn er daran dachte, daß die Professorsfamilie ihn für einen Dieb halte.

Am anderen Morgen legte der Georg in der kühlen Märzfrühe sein Papierfäßchen Semmeln besonders achtsam in das offene Rästchen, das neben Professors Gartentüre angebracht war. Nach allen Seiten sah sich der Knabe um. Die lange Gartenstraße auf und ab war kein Mensch zu sehen, einen Seitenweg gab es nirgends in der Nähe, also mußten die Brote heute gewiß alle an ihrem Platz bleiben. Georg eilte es gar nicht, weiter zu kommen, er sah sich immer wieder bedachtam um. . . .

Oben am Fenster ihres Schlafzimmers stand Fräulein Julie und beobachtete den Knaben. Sie hatte sich etwas verschlafen, und die Zeit reichte ihr nicht mehr, sich im Gebüsch zu verstecken; als sie ihr Morgenkleid anlegte, sah sie den Knaben schon an ihrem Garten hinschlendern.

„Heute werden alle Brote da sein,“ dachte sie leicht hin und wandte sich auch schon der Türe des Schlafzimmers zu, um ja schnell die Brötchen zu retten.

Unten im Erkerzimmer schaute hinter den Gardinen der Herr Professor nach dem Semmeldiebe aus. Er wollte sich auch eigenen Auges überzeugen.

Julie eilte schon flüchtigen Fußes der Gartentüre zu — er sah seiner hübschen Tochter mit wohlgefälligem Schmunzeln nach — aber schnell verfinsterte sich sein Gesicht, da das Fräulein einen Schrei ausstieß, die Gartentüre aufstieß und dem noch nicht weit entfernten Georg mit empörter Stimme nachrief: „Junge, marsch, komm' zurück — eben sah ich Dich das Brot selbst hier hinlegen, es fehlt wieder eines! Du hast es! Niemand anders kann hier gewesen sein!“

Georg mit seinem guten Gewissen war dem Ruf des Fräuleins sofort in Eilsprüngen gefolgt; nun konnte er denen da selbst sagen, daß er unschuldig sei an dem Verschwinden des Brotes.

Als er aber ihren Ruf verstand, ihr Gesicht und vor allem die zerrissene Tüte in ihrer Hand sah, starrte er das Fräulein fassungslos an.

„So, jetzt haben wir Dich!“ sagte sie bitter, und packte ihn derb am Arme.

Er aber stotterte ungläubig: „Ja — sind denn nicht alle drinnen, alle zehn?“

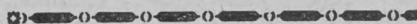
„Verstelle Dich nicht weiter“, eiferte sie, „gestehe! Du bist ertappt, dir hilft bloß ein offenes Geständnis.“ Sie begann die Brötchen in ihre Arme zu zählen.



Wenn alle untreu werden

Novalis. (Fr. v. Hardenberg.)

Wenn alle untreu werden,
So bleib ich dir doch tren,
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgestorben sei.
Für mich umfing dich Leiden,
Vergingst für mich in Schmerz;
Drum geh ich dir mit Freuden
Auf ewig dieses Herz.
Oft muß ich bitter weinen,
Daß du gestorben bist
Und mancher von den Deinen
Dich lebenslang vergift.
Von Liebe nur durchdrungen,
Hast du soviel getan,
Und doch bist du verklungen,
Und keiner denkt daran.
Du stehst voll treuer Liebe
Noch immer jedem bei;
Und wenn dir keiner bliebe,
So bleibst du dennoch tren.
Die treueste Liebe sieget,
Am Ende fühlt man sie,
Weint bitterlich und schmieget
Sich kindlich an dein Knie.
Ich habe dich empfunden,
O, laß nicht von mir!
Laß innig mich verbunden
Auf ewig sein mit dir!
Einst schauen meine Brüder
Auch wieder himmelwärts
Und sinken liebend nieder
Und fallen dir ans Herz.



„Neun Stück! Eines fehlt, und hier ist, wie alle Tage, das Papier aufgerissen!“

Der Knabe wußte vor Ueberraschung keine Antwort.

„Das böse Gewissen macht Dich stumm,“ sagte das Fräulein zu dem unglücklichen Knaben. Sie war von seiner Schuld überzeugt. Wer außer

ihm konnte das eine Brötchen weggenommen haben, das müßte gerade mit Hexerei zugegangen sein, und an so etwas Blödes denkt das Fräulein nicht mit einem Gedanken.

Fräulein Julie faßte den immer noch wortlosen Georg am Arm und befahl: „Du kommst jetzt auf der Stelle mit mir ins Zimmer vor meinen Vater, er wird Dir sagen, was Mein und Dein ist, und Deinem Lehrer wird er den Fall auch anzeigen!“

Wie stolz sie redete, wie voll Verachtung ihr so hübsches Gesicht den zitternden Zungen ansah.

Georg wußte kaum, wie er in das freundliche Wohnzimmer vor den gestrengen Herrn Professor kam.

Als er die hohe, ihn ernst betrachtende Gestalt des gelehrten Mannes sah — da brach es plötzlich wie ein milder verhaltener Bach aus ihm — Angst — Schrecken — trostige Schreie — um die Wahrheit, um seine kindliche, unbesleckte Ehre: „Ich hab's nicht genommen, nie, nie hab' ich's genommen — das Fräulein sagt, ich hab's — heut' und nie hab' ich gestohlen!“ Die dunkeln, angsterfüllten Kinderaugen sahen mit solch fester Klarheit zu dem großen Manne auf, daß er zauderte, ein Wort offener Anklage gegen den Knaben zu sagen.

Er trat zu dem schluchzenden, erregten Kind, nahm Georg bei der Hand und begann mit väterlicher Güte:

„Nun — sei erst ruhig —, es geschieht Dir nichts hier, erzähle mir nun einmal genau, wie das kam und wie es heute ging!“

Der Professor setzte sich auf einen Stuhl und zog das Kind zu seinen Knien her. Fräulein Julie verzog die Lippen zu ihres Vaters Güte; sie wußte, was sie mit eigenen Augen gesehen. Aber sie wagte dem gestrengen Herrn Vater keine Widerrede zu bieten.

Die Frau Professor war eingetreten und hörte, indem sie noch am Frühstückstisch ordnete, der ruhig geführten Unterhandlung zu.

Georg erzählte kurz, wie er heute, lustig pfeifend, hergeschlendert kam, die Türe noch besonders achtsam von allen Seiten ansah und sie sachte in das Rästchen legte, wie er sich mühtig umschah nach einem Dieb und recht langsam den Rückweg antrat. . . .

Der Herr Professor stand vor ei-

nem Rätsel. Wenn dieser Knabe log, so war er ein geborener Schurke — mit solch ehrlichem Gesicht, solch offenen Augen — es war kaum möglich, daß hier Lüge war — und doch — mit seinen eigenen Augen hatte er den ganzen Vorgang beobachtet.

Der Knabe endete die von schluchzendem Würgen einigemal unterbrochene Erzählung mit der kindlichen Beteuerung: „Auf Ehr' und Seligkeit, ganz gewiß, ich hab' keines von den Brötlein genommen!“

Die Frau Professor trat heran, da ihr Mann grübelnd stille schwieg. Sie nahm des Knaben braune Hände in ihre feinen Finger und sagte liebevoll sorgend, wie nur ein Mutterherz sagen kann: „Sieh, Kleiner, ich kann es Dir nicht schwer übel nehmen, wenn Du aus Hunger die Brötchen aßest — das verzeihen ich und wir alle Dir gern — wenn Du's aber jetzt lügst und verstockt bist . . .“

Der Georg ließ die freundliche verständige Dame ausreden.

Ein leichtes Lächeln huschte über seine Züge, als er sie unterbrach: „Der Meister läßt doch keines Hunger leiden, ich krieg jeden Morgen Brot, soviel ich essen will!“

„Hast Du vielleicht an Deine Geschwisterchen gedacht und ihnen etwas heimbringen wollen?“ fragte die Richterin weiter mit immer gleichem verzeihenden Lächeln.

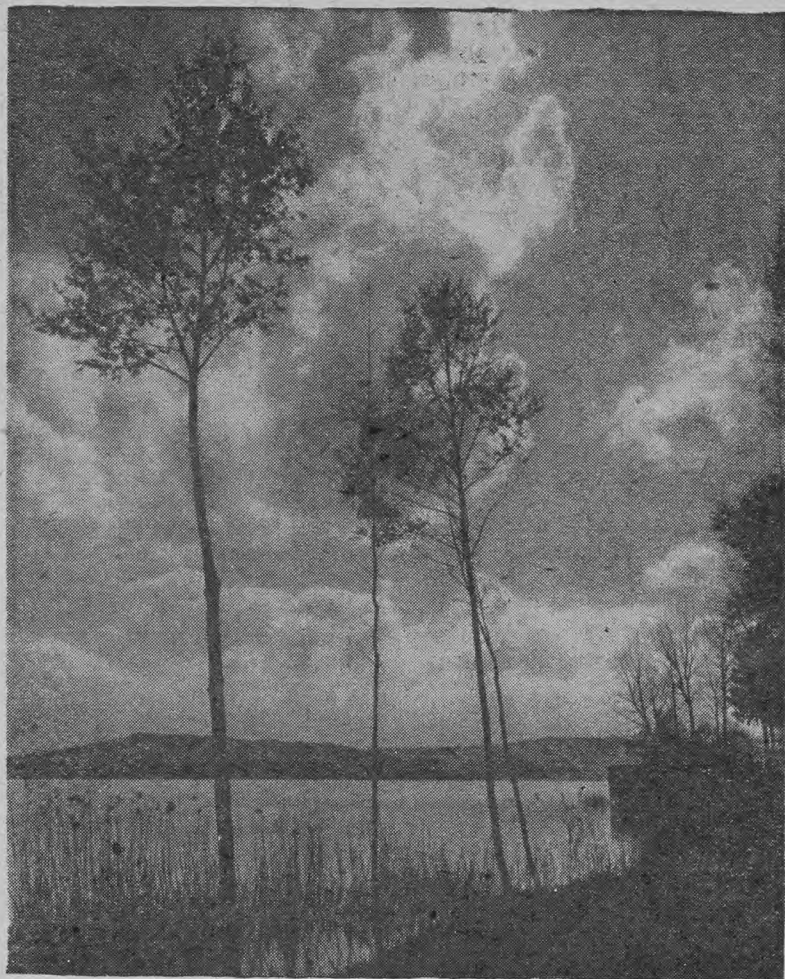
Aber da kam sie schön weg.

„Meine Mutter sagt: Lieber verhungern, als einen Brosamen stehlen — nein! Ich hab' nie gestohlen, ich hab' die Brote nicht genommen!“

Von neuem seufzten sich die hellen Kinderaugen.

Aber die Frau Professor ließ sich nicht rühren. „Siehst Du“, sagte sie mild, „wenn wir jetzt gewiß erfahren, daß Du die Brote nimmst, so bleibt das ganz unter uns, nicht einmal der Bäckermeister soll es erfahren. Ja, wenn Du aufrichtig bekennst, wenn Du den Mut hast, die Schuld zu gestehen, so schenke ich Dir von heute ab jeden Morgen ein Brötchen, daß Du es essen kannst mit gutem Gewissen. Wenn Du aber nicht gestehst, so muß mein Mann mit Deinem Meister reden, er muß zu Deinem Lehrer . . .“

Da fuhr der Georg empor mit dem Schreckruf: „O, nicht zum Herrn Lehrer, gewiß nicht — gewiß nicht zum Herrn Lehrer . . .“



Frühlingsabend

„Ja, siehst Du — nun packt Dich die Angst, aber so wird es kommen. Heute mittag wird mein Mann Deinen Lehrer aufsuchen müssen.“

Nun meinte der Knabe fassungslos.

Der Professor hatte mit großer Teilnahme das Verhör seiner klugen Frau beobachtet. Vielleicht löste ihre Mütterlichkeit das Rätsel, vor dem sie hier standen. Nun fragte er erstaunt: „Warum hast Du denn solch eine Angst vor Deinem Lehrer, Knabe? Bist Du ein schlechter Schüler?“

Georg war es unmöglich, ein Wort herauszubringen, er würgte und gackte.

„Der Wievielte bist Du in Deiner Klasse? fragte der Professor ruhig.

„D — der — D — Dritt — tel!“

„Was! Der Dritte!“ lobte der Professor, „dann bist Du sogar ein

sehr guter Schüler, ein vorzüglicher Schüler.“ Er schüttelte den Kopf.

„Umsoweniger verstehe ich, warum Dein Lehrer Dir solch einen Schreck einjagt. Liebst Du ihn nicht?“

„Doch — ich hab' ihn arg gern!“ stotterte der Knabe — „aber — das ist — ich — der Herr Lehrer wird — er sagte —, wenn einer die Zeit sich nicht gut hält, — so — der darf nicht — darf nicht — zur — zur ersten heiligen Ko — Kommunion.“

Nun war es herausgestoßen das Schreckliche, das dem armen Knaben drohte, und er weinte laut und fassungslos vor Scham.

Die Professorsleute schauten sich stumm in die Augen — welcher Blick in den Kinderhimmel ging ihnen hier auf —, selbst wenn dieser Knabe aus Hunger sich verständigt

hatte, wie tief und ehrlich mußte seine Sehnsucht nach der ersten heiligen Kommunion sein! Die Frau Professor fuhr sich mit dem Handrücken über die Augen. Fräulein Ilse verbarg ihre plötzliche Rührung hinter dem Taschentuch, und der Professor sah entrückt in weite, weite ergangene Ferne.

„Sei still, Knabe“, tröstete er endlich das schluchzende Kind. „Vorerst bleibe ich von Deinem Lehrer weg. Ich will Dir Deinen Weissen Sonntag nicht verbittern.“

„Davor behüte uns Gott“, lispelte seine Frau.

Ihr Mann fuhr weiter: „Wir wollen nochmal einige Tage genau auf Wache stehen, und Du wirst wieder Achtung haben, ob Du bei Deinem Meister die Türe gut verschlossen mit allen Broten erhältst. Nun reibe Deine Augen aus, und weil Du Dich so auf den Weissen Sonntag freust, so sollst Du nun mit uns Kaffee trinken, setze Dich her und sei nun beruhigt. Die Wahrheit kommt immer an den Tag.“

Erst links, dann etwas gefast, genoß der arme Knabe mit Professors Kaffee und Butterbrot.

Im Verlaufe der Mahlzeit wurde näher besprochen, daß Georg das Brot eine halbe Stunde früher bringen solle, und daß er sich auch auf die Lauer stelle.

Der Knabe wurde wieder ruhig und zuversichtlich; fast heiter verließ er mit seinem guten Gewissen die Wohnung des Professors.

Ach, er dachte noch zu wenig voraus. Wenn nun morgen das Brot nicht fehlte, was dann? —

Er ging in die Schule und gab sich Mühe, der wiederkehrenden Zerstreuung Herr zu werden.

Andern Morgens erzählte er dem Meister sein ganzes herbes Erlebnis. Der gute Mann schüttelte den Kopf mehr als einmal, redete von Zigeunern, die in allen Ecken lauern, um zu stehlen, von Taschenspielern, von Gesindel, das sich in den Wäldern der feinen Landhausniederungen aufhalte und Winters in leere Landhäuser einbreche — kurz und gut, er hielt seinen Ausläufer über allen Verdacht erhaben.

In dieser Morgenfrühe lag der

Brotack schon um sechs Uhr in Professors Kästchen. Der Georg hockte geduckt im Garten hinter einem Busch, der Herr Professor stand steif ganz nahe dem Kästchen hinter dem breiten Stamm einer herrlichen Buche, das Fräulein spickte zwischen den Fenstervorhängen ins Freie.

Ein herrlicher Frühlingsmorgen war es, und eine heilige Stille. Nur die zahlreichen Vögelchen jubelten und pfeiften um die Wette.

Da und dort huschte das hier heimische kleine Waldgetier über Hecke und Zaun in übermüthigen Sprüngen.

Eine halbe Stunde ist eine lange Zeit zum Stillstehen und Warten. Sie stellt die Geduld und die Nerven auf die Probe.

Der Georg machte sich zwar viel aus seiner hockenden Stellung. Seine Augen waren treu und klar auf das Brotkästchen gerichtet. Es mußte sich ja heute zeigen, daß er unschuldig sei — er hatte sich gestern beim Nachtgebet und heute früh recht warm in Gottes Schutz empfohlen und vertraute festensfest auf seine Hilfe und das eigene reine Herz.

Es huschte in dem dünnen Laubwerk. Der Herr Professor bog den Kopf vor — und da stieß er wahrhaftig ein sieghaftes Indianergeheul der Ueberraschung aus und rannte gleich einem Jungen mit langen Beinen und fliegendem Rock über Weg und Beet — der Georg mit hellem „Galloh“ zu ihm, sie beide einem allerliebsten weißschwarzen Eichhörnchen nach, das mit blitzschneller irgendwoher vor der Türe hockte, mit dem Pfötchen einen Riß hineinmachte und nun, den Raub im Mäulchen, dahinsprang. Ob der plötzlichen Verfolgung irre gemacht, fuhr es ziellos im Garten herum und suchte nach einem Ausweg — diebisch das frische Brötchen mit sich tragend.

Ein urkomischer Anblick. Befreites glückliches Gelächter scholl aus des Professors Garten. Die Frau, die Tochter, die Magd, alle ergötzten sich an dem reizenden Schauspiel. Endlich sprang der zierliche Dieb an der dicken Buche empor — sein Morgenbrot in Ruhe zu nagen.

Der Georg lachte glückselig hell heraus. Der Herr Professor nahm ihn an der Hand und trat mit ihm in das Haus.

Sie alle hatten diesen Knaben in ihrer Seele verdächtigt und ihm schuldlos viel Weh gebracht, sie alle hatten gutgemacht.

Wie leicht fanden sie den Weg dazu. „Sage deiner Mutter, ich besorge dir den Anzug auf den Weissen Sonntag“, sprach der Professor zu dem Kind.

„Von mir sollst Du die Kerze, den Rosenkranz und das Buch erhalten, weil Du ein ehrlicher Mensch bist“, redete die Frau.

„Und ich! was kann ich denn noch geben?“ fragte verwirrt Fräulein Julie, „ich habe Dir am meisten Nummer gemacht.“

Der Knabe sah strahlenden Auges von einem zum andern.

Was würden Vater und Mutter für eine Freude haben! Erst gestern noch hörte er im Bett, wie in der Stube der Vater zur Mutter sagte: „Zu dem Anzug reicht's jetzt, aber für Gut und Stiefel muß ich's noch zusammenschaffen!“ — Wie würden Vater und Mutter nun erleichtert aufatmen!

„Weißt Du was,“ sprach die Frau Professor zu ihrer betrübten Tochter, „Du holst heute mittag den Knaben bei seiner Mutter ab, erzählst ihr von ihrem ehrlichen Kind, dann kann die gute Frau sich freuen. Wir nehmen ihn in die Stadt und kleiden ihn vollständig zu seinem Weissen Sonntag. Seine Eltern sollen nicht weiter um ihn sorgen. Er hat sich bei uns seine Kleidung wohlverdient.“

So geschah es.

Am Weissen Sonntag wird der ehrliche Bäckerbub, der Georg, mit glücklich reiner Seele seinen Heiland erstmals empfangen.

Mit ihm werden sich seine fleißigen, armen Eltern freuen, und seine neuen Freunde werden seinem hohen Feste beizubohnen.

In seinem Gebetbuch wird er, von dem Herrn Professor eingeschrieben, am Weissen Sonntag lesen: „Ehrlich währt am längsten.“

So geschehen im ersten Kriegsjahre in einer süddeutschen Großstadt.

„Wer dem Bösen den Rücken kehrt, dem kommt das Gute von selber entgegen.“

Mikrobenangst

P. Jos. Schneider D.M.F.

Es gibt allenhalben Wallfahrtsorte, wo man den Gläubigen die Reliquien der Heiligen zum Kusse darreicht. Am Karfreitag trifft man eine ähnliche Zeremonie in allen Kirchen des Erdkreises. Nach der Enthüllung des Kreuzes wird dieses unsrer Verehrung dargeboten. Die meisten gehen mutig dran aus Lieb zu Jesus und küssen die hl. Wunden, daß es nur so schmagt. Man kann aber dabei auch sehr vorsichtige Seelen beobachten. Sie behandeln ihren Erlöser nur wie von weitem. Vermeiden peinlichst jede nähere Berührung. Noch andere gehen überhaupt nicht hin. Ist es schwacher Glaube? Oder ist's Mikrobenfurcht? Wahrscheinlich ist es ein Gemisch von beiden. Die Angst vor Bazillen überwältigt bei ihnen die Kraft des Glaubens und den Willen zum guten Beispiel.

Was hätte Pasteur, der weltberühmte Mikrobenforscher und Serumersfinder getan, dessen Name heut auf jedem Milchwagen glänzt (Pasteurized Milk)?

Oder Ampère und Volta, hervorragende Katholiken, deren Name in der elektrischen Wissenschaft verewigt sind? Die wären alle hingegangen; hätten sich unter die kleinen Leute gemischt und hätten fest mitgemacht. Wegbleiben? Nein; dafür war ihr Glaube viel zu stark.

Heutzutage spielt die Mikrobenangst ihre Rolle und holt sich ihre Opfer überall. Kommt es vom übergroßen Fortschritt unsres aufgeklärten Zeitalters? Oder kommt es von der übertriebenen Propaganda über Krankheitskeime und Ansteckungsgefahr? Von Zeit zu Zeit erscheinen in der Presse und auf der Flimmerwand laute Warnungsrufe über die Zustände in unsren Cafés und Restaurants. Amtliche Untersuchungsberichte erzählen von Speisehallen, die die vorgeschriebenen Reinlichkeitsregeln arg vernachlässigen. Von Schmutz in den Klischen und Vorratskammern. Von Mäusen und Ungeziefer, die in der Nacht auf dem Mehl und Brot herum spazieren. Von Fliegen und Käfern, die an den Nahrungsvorräten ihre Füße abreiben. Von Löffeln und Gabeln, mit Bergen von Krankheitskeimen beladen. Von Limonadenflaschen, deren Mundstück mit Lippenstift verseucht ist. Von Biergläsern in öffentlichem Gebrauch, auf deren obersten Teil Millionen von Bakterien sich tummeln. Und was für Vießer sind's! Ungeheuer der gefährlichsten Sorte: Erreger von Flu, Diphtheria und T.B.; von Scharlach, Typhus, Durchfall, Masern und Mumps.

Aber warum warnen vor den Speisehallen in Dörfern und Städten, wo die Ansteckung lauert vor unsrer eigenen Tür! Moskitoes schwirren blutdürstig umher, Träger der gefürchteten Schlafkrankheit. Im Busch wartet Heere von Ticks, die Verbreiter des tödlichen Fleck-

typhus. Die Hasen sind mit schwabbligen Blasen beladen, die den Unvorsichtigen mit TB bedrohen, und die Gopherflöhe verbreiten die „puhonic plague“. Dazu haufen Ratten im Keller und Klapperschlangen draußen auf der Ranch. Steht es da nicht ungeheuer auf der Gut zu sein vor all diesen Gespenstern? Recht hast du, und doch . . . kann man leicht alles übertreiben. Wenn es all so gefährlich wär wie das Radio sagt, wie könnte die Menschheit noch bestehen? Wären wir nicht längst alle unheilbar krank oder alle unter dem Rasen?

Es ist Uebertreibung, wenn Freidenker zu Gunsten der Einäscherung gegen das Begräbnis der Toten geifern, weil die Kirchhöfe angeblich das Grundwasser vergiften. Es ist ekelige Gabsier, wenn die Apothekerverbände mit großem Zeitungsgeheul das Gurgeln, und den Gebrauch von Vitamins und Zahnschmiere als unentbehrliche Notwendigkeit aufdrängen. Es ist ein guter Tropfen von Materialismus in unserm Schulbetrieb, der den Kindern dauerndes Zähneputzen, Wassertrinken und Händewaschen aufschwächt. Es ist lächerlich, wenn moderne Frauen der Schlag zu rühren scheint, so oft sie ihr Bübchen im Gassenschmutz oder Sandhaufen herumwühlen sehn. Warum in diesen Dingen hysterischen Angstgefühlen die Türen öffnen? Streng genommen ist alles nicht so schlimm.

Mensch und Tier brauchen zu ihrem Wohlbefinden eine gewisse Menge von Staub und Schmutz. Aeneipp's berühmte Wasserkur erzählt von einem Edelmann, der alle Tage nach der Hauptmahlzeit eine Handvoll Sand herunter würgte, wie Vogel Strauß die Knochen. Und sind nicht gewisse Bazillen in Mund und Magen unbedingt nötig zur Verdauung? Warum sollen wir sie töten? Und was wär das schließlich für ein Schöpfer, der diese Welt so staubig und das Leben so hart gemacht hat und andererseits den Menschen so überempfindlich gegen jede Anstrengung und gegen jede leichte Verschmutzung! Der Mensch ist ein zähes Gewächs. Sein System ist kraftvoll eingerichtet zum Kampf gegen Mikroben und Krankheit durch Herstellung von Gegengiften. Wenn's drauf ankommt, kann er erstaunlich viel aushalten. Beweis dafür sind unsre Farmkinder; sie spielen meist ohne jede Vorsicht mit Hunden und Raben herum, und wie selten hören wir bei ihnen von Krätze oder Bandwurm! Sünden und böse Gewohnheiten rauben mehr Gesundheit und Kraft und treiben mehr Rosen von blühenden Wangen als alle Bazillen an Coca-Cola Flaschen und das einmalige Küssen des Krucifixes am hl. Karfreitag Morgen.

Wie vielen hat das treue herz hafte Berühren von Reliquien den Gebrauch der Glieder wieder zurück gegeben! Die blutflüssige Frau im Evangelium preßte kühn und freudig des Heilands staubiges Gewand an ih-

Hatz im Föhn

Novelle von Herbert Winder

An diesem Nachmittag war schwüler Jöhn in den Tälern des Montafons eingebrochen. Bleiern lastete die Atmosphäre über dem Tal, und die Schritte und Handlungen der Menschen waren müde und schleppend. Mit schweren, schwarzen Wolken zog die Nacht herauf.

Da stieg durch den Wald beim Gauenstein unweit Schruns ein junger Bursch rasch und mit kräftigen Schritten hinan gegen die zerstreut liegenden Siedlungen von Bartholomäberg und wandte sich dann, unwillkürlich in vorsichtigen Schritten verfallend, von rückwärts her gegen das in freier Höhe liegende Kirchdorf. Er war auf dem Wege, seinem Mädchen einen nächtlichen Besuch abzustatten.

Damals herrschte noch der Brauch, daß die jungen Burschen einer Gemeinde mit einer geradezu leidenschaftlichen Eifersucht darüber wachten, daß ja kein Liebhaber aus einem anderen Dorf sich an ihre Mädchen Herantwage oder mit ihnen ein Verhältnis anbahne. Wehe aber einem solchen verliebten jungen Mann, wenn er etwa bei nächtlichem Besuch ertappt wurde! Schläge und Beulen waren noch das Gelindeste, das er da-

vontrug, wenn die ganze feindliche Rote über ihn herfiel.

Nun lag hier die Sache so, daß der junge Mann aus Schagguns stammte und daß die Burschen von Bartholomäberg schon lange ein Auge auf ihn geworfen hatten; aber die wirklich tiefe und aufrichtige Liebe zu seinem Mädchen hatte seine angeborene List und Schlaueit bereits zu solcher Meisterschaft gedeihen lassen, daß er den Ränken der Bartholomäberger bisher stets gewachsen gewesen war.

Vorsichtig hielt er nochmals Ausschau und bohrte seine scharfen Augen durch das Dunkel: ringsum lag alles totenstill, keine Seele schien sich im Freien zu befinden, nur aus den geschlossenen Fensterläden der Häuser drang manchmal durch eine Ritze Licht aus den Zimmern. Seltsamerweise lag heute eine besondere Dummheit auf ihm, eine leise beklemmende Unsicherheit, eine prickelnde Bangigkeit, die ihm gänzlich ungewohnt waren und die ihn nicht verließen, als er, unter der Kammer des Mädchens einen kurzen, zischenden Laut ausstoßend, oben etwas Süßes, Helles, in unbestimmten Umrissen sich im Fensterrahmen bewegen sah. Mit flinker Bewegung trat das Mädchen

oben zurück, sie mußte die Stiege heruntergefliegen sein, so rasch war sie unten an der Haustüre. „Da bist du ja!“ rief sie voller Freude. „Und nun komm schnell! Der Vater und die Mutter sitzen schon am Tisch, und unsere Burschen brauchen gewiß nicht zu sehen, daß du heut da bist!“ Mit diesen Worten zog sie ihn in den Hausflur und schloß die Türe.

Als ob dieser knappe Klang nur das Signal dazu gegeben hätte, schossen in diesem Augenblicke, in seltsam huschenden Bewegungen aus der Finsternis auftauchend, lange, schwarze Schatten lautlos über den düsteren Gang, in der Richtung auf das Haus zu, wo sie sich alsbald wie eine Postenkette rings um das Anwesen verteilten. Ein feder Laut kreischte auf, nur den Bruchteil einer Sekunde lang, und dann, nach einer Pause, die trotz ihrer augenblicklichen Kürze wie ein tiefer Abgrund dazwischenlag, setzte, aus allen Arten von unharmlosen Instrumenten, eine grelle, ins Mark fahrende Ragenmusik ein.

Daraufhin wurde unten ein Laden aufgestoßen, und im Fensterrahmen zeigte sich das erschrockene Gesicht einer bejahrten Frau, die mit beschwichtigenden Gesten einige der Burschen

ren Mund und fand plötzlich Heilung, die sie bei vielen Ärzten 18 Jahre lang vergeblich gesucht. Und was wäre aus dem Blindgeborenen geworden, dem der Herr einen Teig von Staub und Speichel in die toten Augenhöhlen strich, wenn er sich krampfhaft dagegen gewehrt hätte? Er wäre zeitlebens ein armer Krüppel geblieben. Und der berühmte gewordenen Peter Schmidt im Columbus Hospital in N. Y.: Er war in 1921 ein frisch geborenes Knäblein und die Krankenwärterin tropfte ihm aus Versetzen eine überstarke Lösung von Silbernitrat in die kleinen Augen. Es brannte ihm die Hornhaut weg. Die Spezialisten sahen es und sprachen es aus auf den ersten Blick: blind für immer! Die Schwestern legten ihm einen Knochenplitter von ihrer seligen Mutter Cabrini auf und beteten und seufzten für ihn die ganze Nacht, und er wurde geheilt. Was, wenn er mit seinen Strampel-

beinchen dagegen ausgeschlagen, die Augen zusammen gekniffen und gegen Auflegung der Reliquie protestiert hätte? Er wäre zeitlebens in schwarzer Nacht einher gewandert. Hätte nie mit nur einem Blick das Feuerangesicht der Sonne gesehn. So aber ist er ein fröhliches Menschenkind, und nur zwei kleine Narbengrübchen in den Augewinkeln zeugen von dem Unglück, das ihm in der Wiege getroffen.

Die katholische Kirche ist eine Volkskirche, und das Gezeiter und Geschrei der Mikrobeforscher wird sie in ihrem Tun nicht im geringsten beeinflussen. Sie verachtet wahres Wissen nicht. Was sie verachtet ist alle Einseitigkeit, Hohlheit, Schalkheit und Uebertreibung, die sich großmächtig den Mantel der Wissenschaft umhängt und in deren Namen mit Falschheiten hausieren geht.

näherzuwinken versuchte. „Um Gottes Willen . . .“ Aber ihre Worte ertranken in dem Lärm, der sich in diesem Augenblick auf der Rückseite des Hauses erhoben hatte. „Hierher! Kommt hierher!“ schrien die dort aufgestellten Burschen. „Da ist der Schaggunser!“

Im Augenblick hatte sich die ganze Meute auf der Hinterseite des Hauses zusammengezogen. Oben, unterhalb des Geländers eines Altans, hing der Gefuchte, sich mit krampfartigen Fingern an einem vorspringenden Sims festkrallend. Es war ihm klar, daß er diesmal nicht leichten Kaufes davonkommen werde.

Die Belagerer auf der Wiese unten wußten nicht so recht, was sie nun eigentlich zuerst tun sollten. Eines war für sie sicher, daß er ihnen diesmal nicht entkommen durfte und nicht entkommen werde. Aber wie sie so, in Sicherheit gewiegt, ziemlich unschlüssig dastanden, schienen den Gefangenen oben die Kräfte zu verlassen. Seine Hände lockerten sich an den Balken, lösten sich, und schon stürzte sich die Rotte mit ihrem Freudengeheul näher zu dem Haus hin, wo er ihnen wie eine reife Pflaume in die Hände fallen mußte.

Aber der Schaggunser war vielleicht doch nicht so erschöpft gewesen. Wohl lösten sich seine Finger, aber in demselben Augenblick, als seine Feinde siegesfroh herbeieilten, schnellte er, sich mit dem Fuß von der Wand kräftig abstoßend, entschlossen über ihre Köpfe hinweg. Derbe, zornige Flüche antworteten seiner raschen List. Durch seinen unerwarteten Sprung hatte er einige der Widersacher zu Boden gerissen, andere wußte er in der plötzlichen Ueberrumpelung von sich zu schleudern. So machte er sich in rascher Behendigkeit freie Bahn, und in den wenigen Sekunden, bis die bestürzten anderen sich von ihrer Verblüffung erholt hatten, lief er in weiten Sprüngen die Anhöhe hinunter und dem Wege zu, der ins Tal führt.

Raum begreifen die Belagerer, daß ihnen ihr Wild zu entrinnen droht, so wenden sie sich schon aufheulend um und stürzen dem Flüchtling nach und trachten nur, ihm den Weg abzuschneiden. Er sieht die neue Gefahr, die ihm in dieser Schwarmlinie droht;

er sieht sie und nimmt seine ganze Kraft zusammen, um seinen wertvollen Vorsprung zu wahren.

Da gleitet er aus . . . Jrgend jemand hat einen Apfel gegessen und die Schalen achtlos weggeworfen. Aber schon hat er sich gewandt, wieder aufgerafft und stürzt weiter, der Kirche zu. Wenn er den Rand des Waldes da unten erreicht, denkt er, dann ist er gerettet . . . Da sieht er zu seinem Schrecken, daß der Weg schon versteckt ist, das kleine Hindernis von vorn, so unbedeutend es schien, hat genügt, seinen Feinden zum Vorteil zu werden.

Sich in seinem Lauf bergab zurückreichend, wendete er plötzlich seine Richtung und ließ seine Verfolger ein kleines Stück hinter sich, aber doch nicht weit, daß sie seine Spur verloren hätten; wenn sie manchmal über den Grasboden hinaus und auf den

steinigen Weg kamen, hörte er das Getrappel ihrer schweren Schuhe; ab und zu, wenn ihm der eine oder andere näher kam, brach dieser in lautes Gejohle aus, dem seine Gefährten mit wildem Schreien Antwort gaben. Jetzt erst merkt der Verfolgte, daß er nur in Socken läuft. Seine Schuhe müssen noch oben auf dem Altan stehen, wo er sie ausgezogen hat, um besser klettern zu können.

Was doch sein Mädchen jetzt macht? Sie muß wohl in Angst und Bangen sein, denkt er, während er keuchenden Atems den Weg entlangfliegt. Obwohl er sich die ganze Zeit der Gefährlichkeit bewußt bleibt, in welcher er schwebt, und auf alle Bewegungen, alle Geräusche achtet, die von seinen Verfolgern herrihren, ist er doch seltsamerweise gleichzeitig in seinen Gedanken bei dem geliebten Mädchen.

Keuchend läuft er vorwärts. Da

Herr, du bist gross!

Johann Gabriel Seidl

„Herr, du bist groß!“ — so ruf ich, wenn im Osten
Der Tag wie eine Feuerroß erblüht;

Wenn, um den Reiz des Lebens neu zu kosten,
Natur und Mensch in junger Kraft erglüht.

Wo lässest du, o Herr, dich güt'ger sehen
Als in des Morgens großem Auferstehen?

„Herr, du bist groß!“ — so ruf ich, wenn's von Wettern
Am Mittagshorizonte zuckend droht,

Und du mit deines Blickes Flammenlettern
Auf Wolkentafeln schreibst dein Nachtgebot.

Wo wärst, o Herr, fürchtbarer du zu schauen
Als im empörten Mittagswettergrauen?

„Herr, du bist groß!“ — so ruf ich, wenn im Westen
Der Tag sein Auge sanft bewältigt schließt;

Wenn's in den Wäldern schallt von Niederfesten,
Und süße Wehmut sich aufs All ergießt.

Wodurch, o Herr, stimmst du das Herz uns milder
Als durch den Zauber deiner Abendbilder?

„Herr, du bist groß!“ — so ruf ich, wenn das Schweigen
Der Witternacht auf allen Landen liegt,

Die Sterne funkelnd auf- und niedersteigen,
Und sich der Mond auf Silberwölkchen wiegt.

Wann winkst du, Herr, erhabner uns nach oben,
Als wenn dich stumm die heil'gen Nächte loben?

Herr, du bist groß, in jeglichem Erscheinen,
In keinem größer, stets der Größte nur;

Du führst im Staunen, Lächeln, Graun und Weinen,
In jeder Regung, uns auf deine Spur.

Herr, du bist groß! O, laß mich's laut verkünden
Und selbst mich groß in deiner Größe finden!

hört er zu seinem Schrecken, daß ihm seine Feinde wieder näher gerückt sein müssen. In ihren festen Schuhen haben sie ein leichteres Laufen als er, der jeden spitzen Stein durch seine Strümpfe hindurch fühlt. Mit festem Willen alle Müdigkeit zu überwinden trachtend, beißt er die Zähne aufeinander, daß die Backenmuskeln wie dicke, angespannte Stränge hervortreten. Er läuft, und doch kommen die hegenden Verfolger näher und näher. Ein scharfer Stein schneidet in seinen Fuß, reißt ihm die Sohle wund; bei jedem Sprung nach vorwärts brennt ihm ein heftiger, stechender Schmerz durch den heißen Körper. Es ist, als ob ihn der warme Wind ganz von innen heraus austrockne, seine Zunge klebt am Gaumen, laut atmet er mit offenem Mund. Und er läuft, läuft . . .

Vor ihm zeichnete sich plötzlich ein schwarzer Schatten in der Nacht ab, ein Heuschuppen. Vielleicht, daß er sich darin verstecken konnte. Jedoch seine Verfolger waren ihm nun so dicht auf den Fersen, daß es ganz unmöglich war, in der Hütte zu verschwinden, ohne daß jene es merkten, und dann saß er böß in der Falle, daß wußte er wohl. Da hieß es, sich seiner Ggüt wehren, so gut es ging.

So stellte er sich seinen Feinden. Mit einem letzten raschen Sprung war es ihm gelungen, bei der Hütte Schutz und Rückendeckung zu finden; aber da fielen sie ihn auch schon an: nun saß ihnen der Föhn im Blut, und der Haß, der durch die lange

Verfolgung zu bößer Flamme aufgeleht war, schlug über ihren Sinnen zusammen.

Das erhitzte, prickelnde Blut verlieh auch dem Tschaggunser neue Kräfte; die Füße gespreizt und breit in den Boden gestemmt, gelang es ihm, seine Gegner von sich zu schütteln, sie abzuwerfen, freilich nur, um sie immer von neuem auf sich eindringen zu sehen. Je mehr die schwitzenden Körper in der schwülen Herbstnacht aufeinanderprallten, je mehr die Arme sich ineinanderkrallten, um so mehr wuchs die gegenseitige Erbitterung und das Haßgefühl, bis endlich der einzelne doch von der Uebermacht zu Boden gezerrt war.

Wie roter Nebel lag der Haß vor den Augen der Sieger. Schmähend, in wohlküstiger Nachsicht schlugen sie auf ihr abgeheftes Opfer ein, traten es mit Füßen, bis ihm die Sinne verschwammen und sein Widerstand erlahmte. Einer der Burschen hatte sich bei dem Ringen in ein Seil verwickelt, das wohl ein Bauer einmal beim Heuabladen hier verloren hatte. Mit diesem Strick umschnürten sie den Unterliegenden an Händen und Füßen, trugen ihn in die Hütte, legten ihn aufs Heu und entfernten sich spottend.

Der Tschaggunser, der noch vom Kampf verwirrt und halb betäubt dalsag, blickte ihnen aus blutunterlaufenen Augen und ohne ein Wort zu sprechen, nach. Da machte plötzlich einer lachend unter der Türe kehrt, zog eine Pfeife aus seiner Rocktasche,

stopfte sie bedächtig, paßte ein paar Züge und schob sie dann dem Gefesselten zwischen die Zähne. „Da!“ lachte er nur; und wie er die Türe hinter sich zuzog, fiel der Wolzen ins Schloß.

Der Rauch der Pfeife wirkte nun doch etwas beruhigend auf die Nerven ein. Der Bursch blies den Rauch vor sich hin, und so oft seine Gedanken auf die vergangene Stunde zu hielten, bewegte er heftig den Kopf, als ob er etwas Kästiges, Zudringliches von sich abschütteln wollte. Es zuckte ihm in den Fingern, böse Rache zu nehmen, ihnen den heutigen Abend zu vergelten . . . Und nun lag er hier, in Fesseln. Das war einfach nicht auszuhalten hier, er mußte, mußte fort —

Ein kühler Luftzug, der aus einer der Spalten in der Wand herstrich, froh ihm seltsam kalt den schweißbedeckten Rücken hinauf, ihn fröstelte. So versuchte er, sich fest ins Heu zu verkriechen, um warm zu bleiben, und war nun froh genug um die Pfeife. Aber bald merkte er, daß auch dies nichts nützte. Der Luftzug war nicht zu vertreiben, und dann reizte der Geruch des Heus ihm Nase und Kehle. Dieses frostige Krabbeln am Rücken wollte und wollte nicht mehr weggehen. Und überhaupt, sollte er denn hier liegenbleiben, bis ihn am Morgen ein Bauer im Heu fand? Nein, nein und nochmals nein! Aus diesem verdammten Käfig mußte er hinauskommen, koste es, was es wolle!

Und sein Mädchen! Er schämte sich,

Brot!

Folgende Gaben für die Hungrigen Deutschlands wurden uns im Laufe des vergangenen Monats eingelangt:

März-Marienbote	\$4,009.39
Ein Freund, Cosine, Sask.	10.00
Frau J. Merkowsky, Burr, Sask.	2.00
J. Novokowsky, Leipzig, Sask.	10.00
Ein Freund, Goodsoil, Sask.	5.00

Lorenz Beilman, Primate, Sask.	2.00
Herr u. Frau J. Schmalz, Sr., Beiseker, Alta.	8.00
Agnes Zettler, Walferton, Sask.	3.00
B. Thauberger, Abbey, Sask.	5.00
Ein Freund, Morinville, Alta.	40.00
Frau Jos. Breker, Englefeld, Sask.	1.00
Georg L. Bruch, Killaley, Sask.	3.00
M. L. Wanner, Torquey, Sask.	25.00
Ein Freund, Orkney, Sask.	25.00
Rochus J. Dufart, Biesfait, Sask.	15.00
John Klein, Thorsbey, Sask.	5.00

In unserem Bericht der Märznummer des Marienboten kam ein Druckfehler vor. Es sollte nicht heißen: Ein Freund, Morinville, Alta. — \$10.00 sondern: Ein Freund, Morinville, Alta. — \$15.00.

Gott vergelte den guten Spendern.

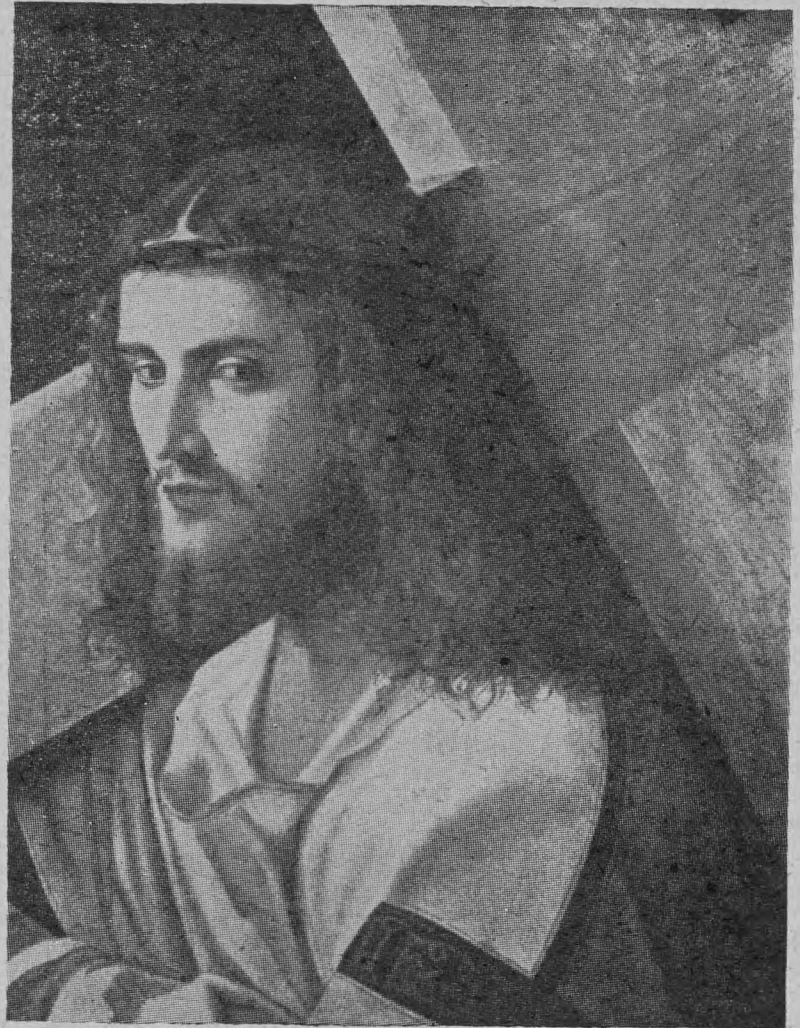
wenn er bloß an sie dachte . . . Er wußte, daß auch ihr Spott und Hohn genug bevorstand.

Seine Mutter, die nach dem Tode des Vaters sich genug hatte mit ihrem kleinen Bauernwesen abrackern müssen, hatte ihn des Sommers oftmals in die Höhen hinaufgeschickt, die rings um das Tal liegen, und wo die herrlichsten Heidelbeeren wachsen, damit auch er mit seinen kleinen Kräften etwas zum gemeinsamen Vorwärtkommen beitrage. Eines Abends, als er frisch drauflos nach eigener Melodie pfeifend auf einem kaum ausgetretenen Wildpfad durch den Wald herunterstieg und eben auf dem breiten Weg kam, der ins Dorf Silbertal hinausführt, sah er einige Schritte vor sich ein kleines Mädchen, vielleicht drei Jahre jünger als er, mit einem geflochtenen Tragkorb auf dem Rücken, das mit flinken, festen Füßchen nach dem Dorfe zu ausschritt. Es war einfach und sauber gekleidet, und als er es gleich darauf eingeholt hatte, gefiel ihm das lustige, frische Gesichtchen, das mit funkelnden braunen Augen unter dem Kopftuch hervor sah, und obwohl er sonst für Kinder aus anderen Gemeinden und noch dazu für kleine Mädchen gewiß nichts übrig gehabt hatte, bot er ihm doch einen freundlichen Guten Abend. Das Mädchen, etwas überrascht von dem unerwarteten Gruß, blickte ihn schein von der Seite her an; aber als sie die an seinen Hüften baumelnden Körbchen sah, rief sie voller Erstaunen und in die Hände klatschend aus: „Mein Gott, was sind das für schöne Beeren!“

„Gelt, da staunst du!“ antwortete er überlegen. „Ja, solche Plätze weiß ich genug.“ Und dann setzte er prahlerisch hinzu: „Ich könnte dir Beeren zeigen, so groß wie kleine Äpfchen!“

Er mußte jetzt noch lachen, wenn er daran dachte, wie gönnerhaft er sich damals mit seinen zwölf Jahren betragen hatte . . .

Das böse Fröstlein brachte ihn wieder zu sich. Ja, da lag er nun im Heu, matt und schlaff und mit wirrem Kopf und konnte zu keinem klaren Gedanken kommen. Seine Schläfen schmerzten, aber langsam und unmerklich wich diese stechende Pein von



Der kreuztragende Christus

ihm, und in den Schwaden des Pfeifenrauches, die sich in der niedrigen Hütte gelagert hatten, erhoben sich neue Begebenheiten aus der Erinnerung.

Es war ein Tag mit dem allerhöchsten Sommerwetter, es war sonnig und heiß, über dem Boden flimmerte es, und in der Luft lag ein wohliger, warmer Geruch. Da holte er seine Beerenkörbchen vom Sims in der Stube herunter, band sie sich um und sagte: „Ich will heute in die Beeren gehen, Mutter.“

Auf dem Wege zur Alpe blickte er erwartend und spähend voraus, aber er war schon fast oben, als er, um eine Wegkrümmung biegend, an einem Hügelvorsprung das kleine

Mädchen sitzen sah. Sie lachte, als er auf sie zuging, daß ihre bligblauen Zähne sichtbar wurden, und warf das braune Pöpfchen, mit dem sie eben gespielt hatte, über die Schulter zurück.

Dann führte er das Mädchen durch niedriges Gestrüpp und durch eine grüne Farnwildnis hindurch an ein Plätzchen am Waldrande, und wirklich waren in den letzten Tagen wieder so viele Beeren nachgereift, daß ihnen alles nur so blau entgegenlachte. Es währte nicht lange, so harten sie ihre Körbchen gefüllt. „Weißt du was,“ sagte das Mädchen dann, „jetzt setzen wir uns dort unter die Lanne und essen einmal Beeren, so viel wir wollen. Wir haben ja daun

bald wieder unsere Körbchen voll!"

Vor der Hütte hat sich ein leichter Wind erhoben, ein losgerissenes Brett klappert auf und reißt ihn plötzlich aus seinen Träumen. Himmel jetzt ist nicht Zeit zu beschaulichen Erinnerungen! Geheimer wäre es, sich darum zu kümmern, wie man hier aus diesem verdammten Loch hinauskommt.

Wenn er bloß imstande wäre, einen klaren Gedanken zu fassen, wenn bloß der Kopf nicht so schmerzte. Es scheint ihm ganz unmöglich, ernstlich über einen Weg zur Flucht nachzudenken. Und dann fühlt er sich auch so lahm, so willenslos — er bringt nicht einmal die Energie auf, seine Fesseln so weit zu prüfen, als dies überhaupt in seinem Zustand möglich ist. Plötzlich fällt ihm ein, daß in seiner Tasche ja das scharfe Messer steckt. Damit muß er seine Stricke doch mit Leichtigkeit durchschneiden können. Aber so sehr er sich auch krümmt und windet, sich abmüht, gelingt es ihm nicht einmal, in die Tasche zu greifen. Ja, nun wird ihm auch die Pfeife lästig, die, noch immer glimmend, ihm auf die Brust hinabbaumelt.

Auf einmal fährt ihm der Schreck in die Glieder. Wie der Blitz ist die Erkenntnis in ihm wachgeworden, wie gefährlich es ist, mit der brennenden Pfeife so mitten im Heu zu liegen. Wenn nur ein Fünkchen von der Glut zu Boden fällt, ist er verloren! Da hilft alles nichts: er muß sich ruhig verhalten und darf die Pfeife nicht aus dem Mund geben, solange eine Spur von Feuer in ihr ist.

Wenn nur dieser heiße Kopf nicht wäre, und das Frösteln in seinem Rücken will auch nicht aufhören. Draußen muß inzwischen der Mond zwischen den Wolken vorgetreten sein, es ist heller geworden, er kann jetzt ganz deutlich die Umrisse in der Hütte sehen. Freilich muß der Rauch jetzt ziemlich dicht sein hierin, oder weshalb sieht er auf einmal alles so verschwommen? Er quält sein Hirn nach einem rettenden Einfall, versucht, die Stricke zu lockern, die seine Handgelenke scharf umschnüren; aber es ist vergebliches Beginnen, sie sind viel zu fest angezogen, als daß er sie in seiner hilflosen Lage locker zu ma-



Franziskus

chen imstande wäre, und schneiden hart und scharf ins Fleisch, sobald er stärker daran reißt. Trotzdem würgt er mit den Händen eine ganze Weile weiter an dem verknöteten Seil. Aber wie er noch sich um seine Freiheit abmüht, verwirrt sich sein Sinn von neuem, wird von diesen weißen, nebligen Ringen in der Hütte verflacht und verschwimmt in neuen Erinnerungen.

Es war viele Jahre später. Er hatte sich noch öfters mit dem kleinen

Mädchen auf der Alpe getroffen, damals, als er noch ein Knabe war, solange es Beeren in der Höhe gab. Dann waren es einmal doch die letzten gewesen, die sie fanden, und sie trennten sich mit der Freude und Zuversicht auf den nächsten Sommer. Aber jener Sommer war gekommen und nach ihm viele andere, und er hatte das Mädchen nicht mehr gesehen, hatte sie und seinen Knabensommer vergessen.

Nun war es Sonntag, und er war ein starker, kräftiger Bauernbursch geworden, der in der Nachbargemeinde Bartholomäberg etwas zu bereden hatte. Fröhlich war er schon von zu Hause weggegangen und stürmte jetzt den Weg hinan, der ins Dorf hinauführt, seinem Geschäft nachhängend, und achtete weder rechts noch links. Da riß ihn plötzlich Glockengeläute aus seinem Sinnieren. In klingenden Wellen strömte die Fülle der Töne zu ihm, von allem Seiten, als ob der helle Morgen die reine Luft um ihn herum damit ganz erfüllt hätte. Er schritt die letzte Anhöhe hinauf und trat dann in die Kirche. Die Schönheit des Sommermorgens ließ ihn heute die Weihe des Gottesdienstes tiefer empfinden als sonst, er wußte eigentlich selbst nicht warum.

Wieder läuteten die Glocken, festlich und freudig; es fiel ihm ein, daß heute am ersten Monatssonntag eine Prozession abgehalten werde. So stellte er sich etwas abseits hinüber auf den Hügel, um den Zug vorübergehen zu sehen; denn vorderhand war keine Aussicht, seinen Geschäftsfreund zu treffen. Schon trat der Pfarrer aus der Kirche, gefolgt von den in scharlachrotes Gewand gekleideten Ministranten und den Gläubigen der Gemeinde: den Männern und Frauen und den Jungfrauen. Das Röcheln flimmerte in ihren blendendweißen Schürzen und den mit bunten Bändern durchflochtenen Röcken, und die goldenen kleinen Kronen, welche sie als Zeichen ihres noch unverheirateten Standes trugen, funkelten und glitzerten ordentlich in der Sonne.

Aber auf einmal hatte das Gesicht eines Mädchens seine Aufmerksamkeit wachgerufen. Wo hatte er diese Züge doch schon gesehen? Und dann kam ihm die Erinnerung an sein Heide-

beerplätzchen und die Ape und blühenden Sommer und frohes Kinderlachen . . . Das mußte das kleine Mädchen von damals gewesen sein!

Er wartete, bis die Prozession wieder zur Kirche zurückkam und die Leute sich nach der nun folgenden kurzen Andachtsübung anfangen zu zerstreuen. Das Mädchen ging allein dahin, auf dem Weg, der nach Inneberg zu führt, bog aber gleich links ab und folgte nun einem Pfad gegen die höher gelegenen Häuser hinauf. Mit wenigen Schritten holte er sie ein.

Sie kehrte sich rasch um, als er sie anrief, und blickte ihm forschend ins Gesicht. Dann erkannte sie ihn. „Schau, schau,“ sagte sie, „dich hätte ich aber ganz gewiß nicht erwartet.“ Sie gab ihm die Hand und lachte, und die Zähne blitzten wie einst. „Wollen wir wieder Heidelbeeren suchen gehen?“ scherzte er.

Sie war in den Jahren, seit sie Kinder gewesen waren, ein kräftiges, gesundes Bauernmädchen geworden. Die bunte, fleidsame Festtracht ließ sie vielleicht hübscher erscheinen, als sie in Wirklichkeit war, aber ihre braunen Augen blickten noch immer lustig in die Welt, und das Haar war nicht weniger widerspenstig geworden. Langsam folgten sie dem Weg, der weiter ins Bergtal hineinführte, ja, es war derselbe Weg, den sie ihn heute entlanggehet haben . . .

Herrgott, und noch immer lag er in seinen Stricken hier . . . Es war gescheiter, hier wegzukommen, als immer an die früheren Zeiten zurückzufragen. Jrgendeinen Weg mußte es doch geben für ihn, für einen Wurschen, wie er einer war. Wenn er kein Messer nehmen konnte, wozu hatte er seine gesunden, kräftigen Zähne? Es gelang ihm, sich etwas aufzurichten und sich vorzubeugen, so daß er die Pfeife zwischen den Knien halten konnte. In dieser Stellung begann er nun, mit seinen Zähnen an den Stricken zu zerren, zu reißen, immer ungeduldiger und mit gehetzter Gatt daran zu nagen. Aber diese Vage ist nicht lange auszuhalten. Er ermüdet schnell, es ärgert ihn, daß ihn der gekrümmte Rücken so sehr schmerzt, und seine Ungeduld wächst, je mehr er einsehen muß, wie nutzlos all das verzweifelte Zerren sich erweist.

Er weiß nicht, ist die Nacht inzwischen



Madonna an der Mauer

Maria mit dem Kinde

Holder strahlt das Auge dir,
Süße Mutter, im Glanze himmlischer Freude, wenn
Auf den rosigen Knaben du
Niederblickst, ihn leise dem Herzen nahest.
Zarter schlingen sich Blum' und Stamm
Dicht zusammen wie du, Kind, an der Mutter Blick,
Wie die Mutter an deinem Blick
Hangt und trinket in ihm Atem der Seligkeit.
O, ihr beide, die nur ein Herz,
Eine Seele belebt! Mutter dem Sohne du,
Sohn der Mutter des Lebens Band.

Herder nach Jakob Balde.

schen weit vorgeschritten oder hat er erst kurze Zeit in seinem Gefängnis zugebracht. Aber da die Pfeife noch immer glimmt, kann es wohl nicht lange her sein. Und er begreift gleichzeitig, daß noch Stunden und Stunden vergehen müssen, bis er frei wird, wenn er auf seine Zähne allein angewiesen ist. Und irgend etwas muß geschehen.

Ja, da saß er nun mit dem Mädchen an dem grasigen Abhang draußen, sie blickten auf das schöne Tal, auf die Kette von Bergen, den wunderbaren Kranz des Rhätikons, der das Tal von Schruns umgibt und der anschwelend von grünen, frischen Sügeln über ernste Bergwälder sich in firnglänzenden Gipfeln in den eigenartigsten und wildesten Formen frönt. Ihre Augen wanderten über

die sonnenbeglänzte Landschaft, das Mädchen schwakte munter neben ihm, aber er hatte wohl nicht sehr auf ihr dahinrieselndes Geplauder achtgegeben, hatte seinen Kopf noch bei seinen Geschäften gehabt, denn plötzlich weckte ihn eine Bremse aus seinen Gedanken, die vor seinen Augen hin und her flog, fast seine Stirne streifte und sich dann auf die Wange des Mädchens setzte. Als er nun das Insekt, das ihn ärgerlich gemacht hatte, von dem Mädchen wegzutreiben suchte, geschah es, daß er auf einen Augenblick die flaumige Haut ihres Gesichts mit den Fingerspitzen berührte: da fühlte er ihre gesunde, samtige Weichheit und sah ihr sonnengebräuntes Gesicht und ihre geröteten Wangen und der Wind spielte in ihrem krausen Haar. Es ging ein lei-



Christi Demut

fer, warmer Duft von ihr aus, wie sonnendurchglühete Luft an schönen Sommertagen in den Bergen flimmert und es schien, als ob sie alle Sonne in ihrem Körper ausgesammelt hätte. Er fühlte Jugend und frische Gesundheit neben sich, und Mädchen und Heimat wurden ihm eins. —

Jetzt erst merkte er, daß er noch immer mit weit vorgeneigtem Oberkörper dasitzt und noch immer ist er gefangen, ist in den Grübeleien über seine Freiwerdung noch keinen Schritt weitergekommen. Seine schmerzenden Augen wandern suchend und tastend durch die Glitte, während er von neuem grübelt, den Kopf von neuem

nach einer rettenden Idee quält. Aber es ist ihm ganz unmöglich, einen einmal gefassten Gedanken festzuhalten, ihn ordentlich zu befehen und weiterzuspinnen. Wie ein wildes, hastloses Wasser strömt sein Grübeln dorthin, wo er es nicht haben will; so sehr er sein Denken zu zügeln versucht, immer wieder gehen ihm seine Sinne wie ein eigenfinniges Pferd durch . .

Diesmal ist es übermütiges Faszinationstreiben, das sich aus den Schwaden des Rauches gestaltet, und schon hat ihn die Erinnerung wieder ergriffen und läßt ihn nicht mehr los . . .

Wie froh schlug damals sein Herz, als er auf seinem Schlittengespann

unter lustigem Schellengeflügel die verschneite Landstraße dahinglitt, in die gleißende, flimmernde Schneelandschaft hinein. Sein Gesicht war gerötet von dem scharfen Gegenzug des Windes, es glänzten seine Augen voller Erwartung — er hätte sich sehr täuschen müssen oder der Blick seines Mädchens, den er gestern bei zufälligem Vorüberstreiten aufgefangen hatte, bedeutete so viel wie sicher, daß sie heute bei dem Kehraus im Städtchen nicht fehlen würde. . .

Gegen Mittag fuhr er mit scharfer Kehre vor dem Monatsföner Hof vor, dem althergebrachten Absteigequartier für seine Talgenossen, band sein Pferd fest und trat in das rauchige und mit Bierdünsten erfüllte Lokal; Lachen und übermütiger Lärm sprang ihm entgegen, eine ganze Anzahl Bekannter tranken ihm mit lustigem Anruf zu. Raschen Blicks hatte er die Tische überflogen, aber ein Schatten zog sich vor sein Gesicht, weder sein Mädchen noch jemand aus ihrer engeren Sippchaft befand ich hier.

Wißmutig setzte er sich neben ein paar Burschen aus seiner Bekanntschaft. Sie lagen mit großem Eifer über dem Kartenspiel, und er schaute seinem Nebenmann über die Achsel; aber er hatte keine rechte Lust mehr, sprach wenig und nahm nur ab und zu einen Schluck aus dem vor ihm stehenden Glas.

Auf einmal entstand draußen ein Lärm, ein rasch vorfahrender Schlitten war an einen anderen angefahren und ihre Fenster in einen Wortwechsel geraten. Noch während sie sich draußen stritten, öffnete sich die Türe und herein traten zwei Frauen, tief in warme Mäntel und Tücher gehüllt, mit vor Kälte geröteten Gesichtern, bliesen sich in die Hände und setzten sich dann an einen Tisch nahe der Türe.

Die Ankunft der beiden hatte die eigenartigste Wirkung auf unseren Burschen, denn nun wurde er lebhaft, nahm teil an dem Kartenspielen, sprach und spaßte und geriet überhaupt in die allerbeste Stimmung, besonders, als die jüngere der beiden verumminten Frauen ihm unvermerkt zunickte.

Dann fuhr draußen ein taktfester Marsch auf, und wie er immer näher

kam, stürzte auch schon alles hinaus ins Freie: denn dieser herkömmliche Faschingsumzug, der jetzt unter Begleitung von zwei Musikkapellen mit viel Geschrei und großem Spaß vorüberzog, bildete ja die eigentliche und große Hauptsehenswürdigkeit des Tages, weshalb sie den weiten Weg aus ihrem Tal heraus gemacht hatten. In dem Gedränge, das hier im Verein mit den Einheimischen unweigerlich entstehen mußte, gelang es dem Burschen, dicht neben das Mädchen zu kommen, ein paar neckende Worte an sie zu richten und wie zufällig an ihrer Seite zu bleiben, auch als der Zug mit all dem Narren- und Maskengetue längst vorüber war und man sich in die einzelnen Wirtschaften begeben hatte, wo für übermühtigen Spaß und lustigen Tanz reichlich vorgesorgt war.

Aus dem Gasthaus, das die Leute von Bartholomäberg gewählt hatten, langte ihnen schon von weitem eine Musik entgegen, die den jungen Leuten mit eins in die Beine fuhr und sie, kaum waren sie im Wirtschaftssaal angelangt, mit frohem Zucker auf den Tanzboden brachte.

Ueberrnützig lachten die Geigen, die Klarinette sprang ihre Triller behebend und der Baß brummte gutmütig den Takt dazu. Das Mädchen hatte sich jetzt aus Mantel und Tüchern losgeschält und lehnte sich mit schlankem Leib warm und geschmeidig in seinen Arm; und wie sich so die Musik über sie breitete und über ihrem Wirbeln und Drehen im Raume zusammenzuschlug, fühlte sie sich in einer Wolkenlosigkeit einsam und nur für sich in all dem tanzenden Gedränge. — „Wie schön du bist!“ bewunderten seine Augen. — „Wie ich mich freue, daß ich dir gefalle!“ gab ihr Blick zurück. — „Du bist die Schönste, du!“ lachten seine Augen wieder. — „Und du der Liebste!“ sah sie ihn an. — Und weiter wiegten sie die Geigen, bis sie, ganz in ihr junges Glück eingehüllt, in dem anderen nur sich selber wiederfanden. —

Er schrieft zusammen. Kommt da nicht jemand? Aber alles bleibt still, seine gereizten Sinne müssen ihm das Geräusch vorgegaukelt haben — nein, wirklich — es ist nichts — Zufällig fällt sein Auge auf einen scharfen, vom Alter ganz ausgetrockneten und

durch den Widerschein des Mondes deutlicher werdenden Balken, der in nicht zu großer Höhe über ihm an der Wand vorspringt und aus den nebligen Rauchringen ganz gespenstig hervorragt. Vielleicht, schießt ihm der Gedanke durch den fiebernden Kopf, vielleicht, wenn er vorsichtig aufsteht, und versucht, die gefesselten Arme hinaufzuheben, wenn er dann an der scharfen Balkenlance reibt, ist es ihm möglich, sich von seinen harten Banden zu befreien und loszukommen! Wenn er jetzt seinen Unterarm anspannt, wenn er alle Kräfte zusammennimmt, die Muskeln strafft, die Handgelenke dünn macht, ganz dünn, die Ellbogen einwärts zieht, dann, ja, dann . . . Die Anstrengung entringt ihm ein Stöhnen, er fühlt sich so seltsam benommen im Kopf. Was ist das nur mit ihm? Und das Frösteln hält noch immer an. Aber die Fesseln hat er doch um die Ellbogen etwas lockern können, so daß er nun wenigstens etwas mehr Spielraum hat. Freilich, die Handgelenke sind noch immer hart umschnürt, doch er kann jetzt die Unterarme zu dem Balken, dem scharfen Balken da oben, hochheben, kann er an den Fesseln reiben, reiben, die zusammengebundenen Arme auf und ab bewegend, immer auf und ab. Er folgt dem fieberigen inneren Antrieb in befehliger Hast, aber die Stricke schnüren die Handgelenke noch mehr ein, und die Haut schürft sich an den umschnürten Stellen ab. Er achtet nicht darauf.

Er reibt weiter, auf und ab, auf und ab. Mit einemmal stellt er fest, daß eine Hanfseile an einer Stelle reißt, die Freude darüber verdoppelt seine Anstrengung. Er denkt nun an nichts anderes mehr, als von hier fortzukommen, das seine Geräusch des am Holz reibenden Seiles summt in seinen Ohren und vermischt sich mit dem Schlagen des aufgeregten Blutes. Und er reibt und reibt.

Das Reiben an dem Balken wird ihm zur fixen Idee, zum Selbstzweck. Schon rinnt ihm das Blut von den Handgelenken, die Bände schneiden ihn ins entblößte Fleisch, aber er fühlt den Schmerz nicht mehr. Er reibt und reibt, ein dünner Faden nach dem anderen zerplatzt, aber noch halten die Fesseln fest die Gelenke umschnürt, rote Stränge rieseln seinen

Arm entlang. Der Schmerz der gequälten Nerven kommt ihm auf kurze Zeit zum Bewußtsein, die bloßgelegten Gelenke brennen in höllischem Feuer, auch die Rauchringe kann er nicht mehr unterscheiden. Vor seinen Augen sinkt alles in einen hellen roten Dunst, aber seine zum Wahnsinn gewordene Idee, zu reiben und immerfort zu reiben, hält ihn gefangen und es wird ihm nicht mehr bewußt, wie er immer mehr von den Hanfseilern durchscheuert hat. Auch die Kraft fühlt er nicht mehr in seinen Muskeln, auf die er sonst so stolz gewesen ist, und der Frost in seinem Rücken, der mit plötzlicher brennender Hitze abwechselt, ist nahezu unerträglich. Aber er scheuert und scheuert, er reibt und reibt in wahnsinnigem Eifer und seine Zähne knirschen in dem Krampf, in dem sie den durch den ganzen Körper quälenden, zuckenden Schmerz verheizen.

Vor ihm fällt etwas ins Heu, er achtet es nicht. Denn er kennt nur noch einen Gedanken, er weiß nur noch etwas: scheuern, reiben, er weiß schon gar nicht mehr, zu welchem Zweck. Und er reibt, reibt.

Plötzlich ist in der Stütze irgendeine Veränderung vor sich gegangen, noch ist er zu sehr in seinen Wahn verfallen, als daß er wüßte, worin eigentlich die Veränderung bestände. Dann merkt er, daß über ihm, hinter dem Balken, ein schwarzer Schatten tanzt, der vorher nicht da war, er tanzt nur ganz wenig, aber im nächsten Augenblick springt er ganz toll in die Höhe, und gleichzeitig fährt zu seinen Füßen eine Helligkeit auf, die ganze Stütze ist mit einemmal erleuchtet.

Bewundert blickt er nieder, noch weiterstauernd, aber was er sieht, reißt ihm die Augen weit auf und jagt ihm das Entsetzen in den Blick.

Vor ihm liegt die Pseife, und das Heu, das Heu brennt!

Nun erst fühlt er, daß er das Mundstück allein zwischen den Zähnen hält. In seinem rasenden Schmerz hat er es, mit zusammengepreßten Zähnen die Qual verhaltend, einfach abgebissen. Nun sind die letzten Funken des verglimmenden Feuers ins Heu gefallen. Wie im Hohn züngelt das helle, warme Feuer zu seinen Füßen, während er noch im-

Der einfache Weg

Entnommen dem Werk: Clemens Zil-
mann „Täglich beten, aber wie?“



Manchmal kommt uns der starke Wunsch: Ich möchte wieder einmal richtig beten. (Wir dürfen es ruhig wissen: Diese Lebensregung kommt vom Heiligen Geist). Aber wir wissen nicht, was wir beten sollen. Wir haben keine Gebetsform zur Hand, in der sich diese aufbrechende Quelle ergießen könnte, in der sich dieser Wunsch verwirklichen könnte. Vielleicht sind wir in einer stillen Kirche, aber ohne Gebetbuch, vielleicht auf einem einsamen Spaziergang. Wir wissen aber auch aus Erfahrung, daß die Quelle bald wieder versiegt, wenn wir diesem Leben nicht Gestalt verleihen, es zur Erfüllung bringen; wenn wir nicht wirklich ein Gebet sprechen.

Ähnlich ist es bei den mancherlei Pausen unserer Lebenstätigkeit, in

denen wir warten und unser Geist frei ist: Bei der Fahrt in der Straßenbahn, bei Gängen, die wir machen müssen, bei einförmigen Verrichtungen, die unsere Aufmerksamkeit kaum in Anspruch nehmen. Dabei denken wir vielleicht: Eigentlich könnte ich etwas beten. Aber was? Ein Vaterunser? Und dann noch eins? Und dann? Oder wir sagen einen Satz: „Mein Gott, ich denke an Dich“, „Mein Vater, ich liebe Dich“. Aber was nun? Uns fallen nicht immer neue Sätze und Gedanken ein.

Das ist die Lage, in der man das denkbar Einfachste tun kann, das aber zugleich tiefste Lebenserfüllung für das erwachende Gebetsverlangen ist; ja das mit der Zeit zum tiefsten Beten führen kann: Wir wiederholen.

Nehmen wir den Fall, wo uns auf einsamem Spaziergang das Verlangen nach dem Beten befällt, wir aber nicht wissen, was wir Gott sagen sollen. Was sollen wir denn jetzt beten? Nun sagen wir doch einfach das, was jetzt wirklich der Fall ist, was der Lage entspricht. Wir möchten beten und können es nicht. So sagen wir einfach: „Sieh, mein Gott, wie arm ich bin“. Darin macht sich das Herz Luft. Es ist wie ein tiefer Atemzug. Aber warum sollen wir es nur einmal sagen? Wir atmen ja auch nicht nur einmal. Sagen wir es

wieder und wieder. Wir wollen ja keine neue Mitteilung an Gott machen. Es ist eine Lebensäußerung. Sagen wir es zehnmal oder fünfzigmal oder noch mehr. Erst spricht es vielleicht nur der Verstand und der Wille, dann spricht das Gefühl, die Sehnsucht, die Liebe mit und immer tiefere Seelenkräfte werden dabei wach.

Auf solche Weise kann man sogar zu beten beginnen, wenn man gar keinen Gebets Hunger hat, sondern wenn man sich nur sagt: Es wäre eigentlich schön, wenn ich jetzt betete. Da wirkt solches Gebet wie der Wiederbelebungsversuch bei einem Ertrunkenen. Dort werden erst durch die künstlichen Atmungen von außen die Atmungsorgane in Tätigkeit gebracht. Nach einiger Zeit setzt dann auf einmal die innere selbstständige Tätigkeit wieder ein, der Mensch atmet. So kann es auch mit dem Gebet gehen. Der Mensch sagt: „Sieh, mein Gott, wie arm ich bin!“ Er sagt es mit dem Verstand und mit dem Willen. Er sagt es immer wieder. Nach einiger Zeit aber werden die inneren Gebetskräfte wach, das Herz schwingt mit, das Herz beginnt zu sprechen und ergießt sich in diese Worte. Nun strömt das Gebet aus dem Innern als ein echtes freies Leben.

Aber wie geht es nun weiter? Bleiben wir zunächst bei diesen selben

mer in seinen Fesseln steht. Ein dumpfer Qualm zieht in Schwaden durch den Raum. Die entsetzliche Gefahr, in der er sich befindet, gibt ihm plötzliche Klarheit, verleiht ihm übermenschliche Kräfte. Er schwellt die Muskeln an, die Adern quellen ihm in dicken Strängen hervor. Der Brustkorb spannt sich. Die Augen treten ihm aus den Höhlen, so sehr pannt er seine Kräfte bis zum Äußersten an. Die Stricke sind ja schon

etwas gelockert.

Und es gelingt.

Wie ein beklemmender Alp nach schwerem Schläfe weicht, hebt sich das Hindernis von ihm. Seine Hände sind frei! Um hin her flackert es empor, Qualm und Hitze umdünnen seine Sinne — ein schwelender Geruch durchdringt den Raum, Kleider und Haare sind ihm versengt. Von seinen Händen tropft das Blut. Er weiß nicht mehr, was er tut.

Er hat wohl mit Hilfe des Messers die Füsse freigemacht und die Türe eingetreten. Plötzlich fühlt er warmen Wind um seine Stirne streifen. Er ist frei, ist frei!

Aber das Entsetzen lauert in seinem Rücken, fällt ihn an, treibt ihn vor sich her, hinein in die monderhellste Nacht. Nur fort, fort!

Hinter ihm leuchtet wie ein unheilbringendes Fanal die brennende Heuhütte.

Worten: „Sieh, mein Gott, wie arm ich bin“. Während ruhig und natürlich wie der Atem diese Worte mit Mund und Herz gesprochen werden, denkst du natürlich etwas. Du denkst an deine Armut und an Gott, der reich an Erbarmung ist und deine Armut wenden kann; der so viele Gnaden für dich bereit hat; der dich ja ruft und auf dich wartet, der dich so gern beschenken möchte! Zu dem schaust du auf und bekennst: „Sieh, mein Gott, wie arm ich bin“. Oder du denkst: Noch nicht einmal richtig beten kann ich, sondern nur dieses Sätzlein stammeln. Während du aber so deine Armut bekennst, wirfst du Gefäß, bereit zum Empfangen. Auch andere Gedanken und Bilder können dabei an deiner Seele vorüberziehen. Du kannst an den Herrn am Kreuz denken oder an die Brotvermehrung, wo er so reichlich das irdische Brot spendete, oder an die Verklärung, in der er den Reichtum seiner Herrlichkeit und Gnade so sichtbar zeigte. Und immer sprichst du dabei: „Sieh, mein Herr, wie arm ich bin“. In diesen wenigen Worten ist bald Demut, bald Sehnsucht, bald Bitte, Buße, Bekenntnis, Anbetung enthalten, ohne daß du es wohl genauer merkst und darauf achtest. — Oder du denkst an dich selbst, an deine geringen Früchte, dein Versagen, deine Lieblosigkeit, denkst, wie wenig du Gott das gibst, was ihm eigentlich gebührt und immer atmet dabei deine Seele: „Sieh, mein Herr, wie arm ich bin“.

Wie lange soll man das nun sagen? Die Antwort ist leicht: Solange als sich deine Seele daran sättigt. Bist du ein Anfänger im Gebet, so ermüdest du vielleicht schon nach 10 oder 20 mal. Das Wort bedeutet dir nichts mehr. Es entleert sich. Dann nimm ein anderes. Denn du sollst ja volle, kräftige Atemzüge machen. Versuchst du schon seit einem halben Jahr, so zu beten, dann versiegt diese kleine Quelle nicht so schnell. Dir bedeutet es schon viel, daß Gott reich ist und barmherzig und freigebig; du wünschst dir manche Gnade schon so konkret z. B. den Glauben, das Verständnis der heiligen Schrift und der Worte Jesu, die Gnade, wirklich als Christ im Leben zu stehen, mit Gott gut zu sprechen können usw., daß du dich mit 10 oder 20 Wieder-



Frühlingswiese

holungen noch gar nicht vor Gott ausgesprochen hast. Dann sprich solange, bis sich deine Seele gesättigt hat; erst dann nimm ein anderes Gebetswort, wie ein Kind, das von einem Spiel genug hat, aber noch gern und lange andere Spiele spielen möchte.

Du fragst: Welches soll ich nehmen? Die Antwort ist wiederum leicht, wenn du es schon gelernt hast, dich von deiner Gebetssehnsucht führen und treiben zu lassen. (In Wirklichkeit läßt du dich vom Heiligen Geist treiben, aber daran denke jetzt

nicht). Wenn du z. B. oft das Wort gesprochen hast: „Sieh, mein Gott, wie arm ich bin“, dann kommt dir vielleicht die Freude darüber, daß Gott da ist und daß er reich ist und gut ist und dich beschenken will. Nun gut, was ist jetzt einfacher und näherliegend als dieses wiederum Gott zu sagen: „Ich freue mich, daß Du da bist“? „Herr, ich freue mich, daß Du da bist!“ Die Abwechslung tut gut. Der „Atem der Seele“ geht wieder frischer. Es ist ähnlich wie beim Atmen eines Schlafers, der sich eine neue Lage gesucht hat. Wiederum er-

gießt sich deine Seele in diesen Satz, wiederum denkst du an die Güte Gottes oder stellst sie dir sichtbar vor, wie sie uns erschienen ist in dem Sohn Gottes Jesus Christus; denkst an den Krankenheiler, den Kinderfreund, den Herrn beim Abendmahl oder was dir sonst in den Sinn kommt.

Hast du dieses Gebet oft genug gesagt, so sag Gott wiederum etwas anderes. Vielleicht kommt dir selbst etwas in den Sinn, was jetzt paßt. Es gibt zahllose Möglichkeiten dafür. Jedes der obengenannten „Entscheidende Gebete“ paßt, jede der 7 Vaterunser-Bitten. Dank, Freude, Bewunderung, Hingabe, Gehorsam, Glaube, Vertrauen, Buße, Hoffnung, Demut, Süßne, Liebe, Unterwerfung, Erinnerung Gottes an seine Verheißungen, Bitten um den Heiligen Geist, seine Gaben, seine Früchte, um die großen Anliegen des Gottesreiches, um Erneuerung, Belebung, Reinigung, Heiligung der Kirche, ihrer Glieder und Stände, ihrer Tätigkeit, all das kann in solchen kleinen Gebeten vor Gott laut werden. Im Introitus und Graduale, im Offertorium, in der Communio, in den Oratorien des Messbuches findest du viele geeignete Gebetsätze. Und wer am Sonntag aufmerksam Epistel und Evangelium hört oder wer zu Hause gern im Neuen Testamente liest, empfängt immer neuen Stoff, auf den er durch solche einfachen Gebetsätze Gott antworten kann.

Nehmen wir nur ein Beispiel: Das Evangelium vom guten Hirten. Wie leicht ist es, das eine oder andere Gebetswort dazu zu finden: „Du bist der gute Hirt“, „Du bist mein Hirt, ich bin Dein Schäflein“, „Du hast Dein Leben für uns gegeben“, „Du kennst uns, wir kennen Dich“, „Lehr mich, auf Deine Stimme zu hören“, „Lehre alle Menschen, auf Deine Stimme zu hören“, „Erfülle Deine Verheißung, daß eine Herde und ein Hirt werde“. Und jedes dieser Worte ist ein kleines Quellrohr, hinter dem die Wasser der heiligen Wahrheiten im Berge verborgen sind. Schon bei dem ersten, dem einfachsten Wort „Du bist der gute Hirt“ kann dein ganzes Leben an deinem Geist vorbeiziehen, mit allem, was Christi Hirten Sorge darin getan hat; oder

Vom Heidentum zum Christentum

von P. Ludwig Gloffet O.M.S., Basutoland.

Vorbereitung auf die hl. Taufe

Für die neuen Taufbewerber beginnt jetzt die Zeit eingehender Vorbereitung auf die hl. Taufe, eine Zeit des Unterrichts und der Prüfung, eine Zeit des Kampfes gegen alle schlechten Gewohnheiten, die sich mit den Jahren in die Seele eingefressen haben und zur zweiten Natur geworden sind. In der Frage, wie lange diese Prüfungszeit dauern soll, gehen die Meinungen der einzelnen Missionsobern auseinander. Manche ordnen 4—5 Jahre an, andere begnügen sich mit einem Jahr oder gar sechs Monaten. Die Verhältnisse des Landes und besonders die Eigenart des jeweiligen Volkes müssen diesbezüglich ausschlaggebend sein. In den Anfängen des Christentums „dauerte diese Vorbereitung der Regel nach zwei bis drei Jahre, wurde aber unter Umständen auf Lebenszeit ausgedehnt, da natürlich nicht die Zeit, sondern das Benehmen in Anschlag gebracht wurde.“ (Vergl. Marx, Kirchengeschichte, 4. Aufl., S. 117). Kardinal Lavignerie setzte für die Taufbewerber der von ihm gegründeten Ugandamission vier Jahre Vorbereitungszeit fest. Seine Anordnung begründete er damit, daß nur so die

vielen Rückfälle ins Heidentum vermieden werden könnten. Papst Leo XIII. stimmte ihm bei und riet nur für solche eine kürzere Zeit an, die ihren Glauben in heldenmütiger Weise bekundet hätten.

Man muß mit der Natur der Schwarzen vertraut sein, um diese Anweisung verstehen zu können. Es ist eine sehr weise Regel, besonders für den Beginn einer Mission. Alles hängt davon ab, ob der Missionar es versteht, sich durch Beobachtung und Prüfung der Taufbewerber über die Echtheit und Aufrichtigkeit ihrer Bekehrung ein zutreffendes Urteil zu bilden und Unwürdige unbarmherzig auszuschneiden. Der Geist, der zu Beginn eingehaucht wird, bleibt und pflanzt sich auf die Nachkommen fort wie eine heilige, unausrottbare Ueberlieferung. Allzu schnelles Taufen hat die aussichtsvollsten Missionsstationen verdorben, da infolge der zu kurzen Prüfungszeit in die junge Christengemeinde viele aufgenommen wurden, die später in schmachlicher Weise wieder abfielen und durch ihren verderblichen Einfluß ein blühendes, starkes Glaubensleben nicht mehr aufkommen ließen.

Wir im Basutoland sind nach etwa

das ganze Leben Jesu, das ja Hirtenliebe und Nachgehen nach dem verlorenen Schäflein war; oder das ganze Leben der Kirche, in dem der Herr vom Himmel her sein Werk fortsetzt. Jedes dieser Worte ist wie ein Samen, aus dem ein Baum des Gebetes erwachsen kann.

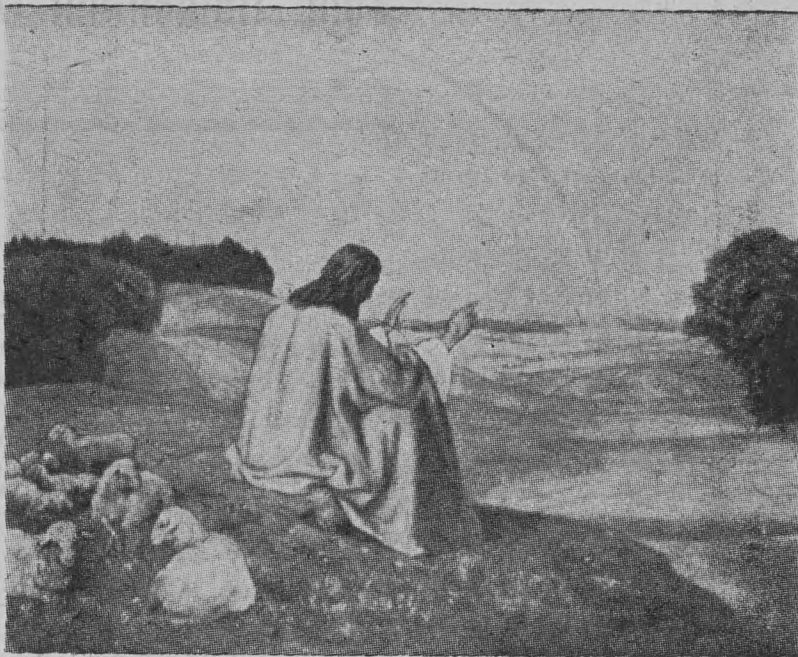
Diese Gebetsweise ist überschrieben: Der einfache Weg. Schon das dreijährige Kind kann den Satz „Du bist der gute Hirt“ im Ausblick zu einem Bilde Jesu dreimal andächtig wiederholen und beten. Der vielbeschäftigte Mann kann in den ruhigen Minuten in der Straßenbahn solche Sätze sagen. Die Hausfrau kann beim Spülen, Stopfen oder Anstehen vor

dem Laden solche Worte sagen, und die großen Heiligen haben die Glut ihres Gebetes ausgegossen in solche einfachen Sätze: „Mein Gott und mein alles“ oder „Kyrie eleison“. Es wird so wenig langweilig werden wie das Atmen. Es führt uns von den kleinsten Anfängen des Betens empor. Es entfaltet unser Gebetsleben von Vierteljahr zu Vierteljahr, wenn wir es nur treu und schlicht versuchen. Ja, es geleitet den Christen bis vor die Tore der Mystik. Und da Gott uns liebt und uns an sich ziehen will und da wir doch auch Gott lieben möchten, dürfen wir hier vertrauensvoll an das Wort glauben: „Die Liebe wird ihren Weg finden“.

sechzigjähriger Missionserfahrung zur Ueberzeugung gelangt, daß unseren Verhältnissen und der Eigenart unseres Volkes entsprechend die Zeit der Vorbereitung auf die hl. Taufe wenigstens zwei Jahre dauern muß. Tatsächlich wird in vielen Fällen diese Frist noch verlängert. Um die wahre Gesinnung eines heidnischen Basutos zu erkennen, braucht es eine lange Zeit. Seine Lügennatur, seine Verstellung und Heuchelei bringt er mit zur Kirche. Der Beweggrund zu seiner Bekehrung ist vielleicht ein sehr natürlicher gewesen: ein Traum, eine Krankheit, eine Schmeichelei, ein zu erwartender Vorteil. Durch Lüge und Heuchelei sucht er die Taufe zu erlangen.

Auch der Taufbewerber hängt noch mit tausend Fasern seines Herzens am Heidentum. Ob er den Kampf aufgenommen gegen seine eingewurzeltesten Neigungen, ob es ihm mit seiner Bekehrung ernst gemeint ist, wird sich offenbaren in den schwierigen Tagen, in die ihn seine Kinder und Verwandten unfehlbar bringen werden. Das Volksleben ist zu innig mit dem Heidentum verwachsen, als daß nicht auf Schritt und Tritt die Versuchung an ihn heranträte, den heilig gehaltenen Ueberlieferungen seines Volkes weiter zu folgen. Gält er sich fern von heidnischen Gebräuchen trotz aller Versuchung, trotz des eindringlichsten Zuredens, so zeigt er dadurch, daß sein Glaube stark und lebenskräftig ist. Tut er es öfters, obwohl er sich unbeobachtet glaubt, dann darf der Missionar an die Aufrichtigkeit seiner Bekehrung glauben.

Trotzdem wäre es verfrüht, wollte er den Taufbewerber jetzt schon zur hl. Taufe zulassen, denn mehr noch als die Lügenschaft ist die Unbeständigkeit der Eingeborenen zu fürchten. Im ersten Jahre der Bekehrung zeigen sie stamenswerten Eifer und nehmen trotz Kälte, Regen und Gluthitze regelmäßig am Unterrichte teil. Sie wollen die Religion mit ihren Wahrheiten und Geheimnissen kennen lernen und ihre Tröstungen genießen. Nach sechs Monaten aber oder einem Jahre tritt ein Rückschlag ein. Der erste Eifer ist erlahmt, der Reiz der Neuheit verflogen, die Versuchung, sich mal wieder ordentlich auszu-



Christus segnet die Felder

ruhen, wird zu stark; dieselbe Versuchung, der sie im täglichen Leben tausende Male erliegen. Der Basuto wird eine Zeitlang gut, ja ausgezeichnet arbeiten, er hat aber keine Ausdauer. Ein kluger Arbeitgeber verabschiedet ihn daher nach einiger Zeit und nimmt sich eine frische Kraft; es ist rein unnütz, ihn länger zur Arbeit anzutreiben. Der Taufbewerber, in dessen tiefsten Innern nicht eine große Liebe zum hl. Glauben wurzelt, wird unfehlbar das Opfer seiner unbeständigen Natur werden. Beim Vorlesen seines Namens bemerkt eines Tages ein guter Nachbar, der Betreffende sei erkrankt, das nächste Mal erscheint er zu spät. Zwei Wochen später wird gemeldet, er habe eine Reise unternommen. Er bleibt einen Monat aus. Zurückgekehrt, findet er sogenannte unaufschiebbare Arbeiten und Geschäfte vor, die ihn zwingen, vom Unterricht fernzubleiben. Den Namen dieses Basutos mag der Missionar ruhig austreichen: er ist der großen Versuchung unterlegen; es ist doch bequemer, Heide zu sein.

Eine andere nicht minder große Gefahr für den Taufbewerber ist die grenzenlose Unsittlichkeit seiner Umgebung. Das Schlimmste ist nicht die

tatsächliche Verkommenheit, sondern ihre öffentliche Anerkennung; das Laster wird nicht als etwas Entehrendes empfunden. Noch niemand hat daran gedacht, mit Fingern auf seinen Nachbarn zu zeigen, weil er sich eines öffentlichen Vergehens schuldig gemacht hatte. Die sechs Rüsse und Ochsen, die er als Strafe zahlen muß, waschen ihn rein; makellos steht er wieder da in den Augen des Volkes. Es ist uns noch nicht gelungen, die öffentliche Meinung umzustimmen. Öffentliche Bußen haben in den Anfängen des Christentums allmählich einen Umschwung der öffentlichen Meinung herbeigeführt; auch hier muß dasselbe Mittel den tiefgesunkenen Basuto die Schmach empfinden lassen, die er vor Gott, seinem hl. Glauben und seinem Nebenmenschen auf sich lädt. Öffentliches Vergernis verdient öffentliche Rüge. Bleibt diese aus, dann gibt es eben in den Augen eines Naturvolkes keine Sünde und keine Strafe, also auch keine Hölle. Das ist die allgemeine Anschauung der Basutos. Immer wieder werden deshalb Namen von der Liste der Taufbewerber gestrichen, die Namen solcher, die in den Schlamm geraten sind und sich selber aufgegeben

haben. Andere müssen von der Taufe zurückgestellt werden. Ein drittes und viertes Jahr wird die Prüfung weitergeführt, bis eine gründliche Besserung gewährleistet ist.

Eine überaus wichtige Vorbedingung zur Taufe ist eine genügende Kenntnis des katholischen Glaubens und insolgedessen eine tiefgewurzelte Ueberzeugung von der Wahrheit unserer hl. Religion. Die Verhältnisse hier zu Lande erschweren die regelmäßige Teilnahme am Unterrichte. Ursachen des Fernbleibens sind häufig: vorgerücktes Alter, Krankheiten, die Sorge für die Kinder, Feldarbeiten, Hungersnot, Abwanderung in die Bergwerke und Farmen der Nachbarprovinzen, wo sich niemand der Leute annimmt, anhaltender Regen, Anschwellen der Flüsse, beständiges Hin- und Herwandern von einem Teil des Landes zum andern, zeitweiliger Aufenthalt im Gebirge, wo die Herden weiden, Gerichtsverhandlungen, die sich oft wochenlang hinziehen, und dergleichen mehr. Die weiten Entfernungen von der Missionsstation verhindern ebenfalls regelmäßiges Erscheinen. Wir suchen dem Uebelstande abzuwehren durch eingeborene Hilfslehrer, doch können diese den Unterricht eines Priesters nie vollständig ersetzen. Es muß alles nachgeprüft werden. Sehr häufig wird der Katchismus gedankenlos auswendig gelernt, und eine Umstellung der Frage überzeugt den Missionar, daß die Sache nicht verstanden worden ist.

Ich habe auf meiner Liste ungefähr 800 Taufbewerber. Auf der Hauptstation St. Joseph erhalten sie wöchentlich zwei Stunden Unterricht. Ferner wohnen sie alle 14 Tage der sonntäglichen Predigt und Katchismuserklärung bei. Der Bezirk ist nicht sehr weit ausgedehnt, so daß alle ziemlich regelmäßig am Unterrichte teilnehmen können. Die angestellten fünf Katcheten haben die Hirtenjungen auf die Erstkommunion vorzubereiten.

Anders liegen die Verhältnisse auf der Nebenstation St. Johann mit ihren 1500 Christen und Taufbewerbern. Der Bezirk ist sehr groß und wird von zwei Flüssen durchschnitten. Viele können nur einmal im Monate zur Prüfung erscheinen. Sieben Katcheten haben den Unterricht über-

nommen und bemühen sich, durch regen Eifer die mangelnde Schulung zu ersetzen. Sie sind stolz auf ihr Amt und ihr Ansehen. Nebenbei bilden sie auch die Kirchenpolizei. Wehe dem Taufbewerber oder Christen, der in seinem weltentlegenen Gebirgsdörfe Vergernis gibt oder an heidnischen Festen teilnimmt. Gleich ist die Polizei zur Hand, um die Schuldigen vor das geistliche Gericht zu ziehen.

Wer sich seine Jugendzeit ins Gedächtnis zurückruft, wird sich der bange Stunden erinnern, die ihm das Auswendiglernen des Katchismus verursachte. Welche Schwierigkeiten unsere schwarze Jugend hat, in die hohen Wahrheiten des Glaubens einzudringen, davon kann sich ein Europäer nur sehr schwer einen Begriff machen. Die große Masse unserer Täuflinge aber sind ältere Leute von 30 bis 90 Jahren, die nie eine Schule besucht haben; ein Volk, das erst vor kurzem aus tausendjährigen Schlummer aufgewacht ist. Das Auswendiglernen und erst das Verstehen des Gelernten haben schon manchen älteren Basuto, Mann oder Frau, die Schweißtropfen auf die Stirne getrieben. Angeborener Wissensdurst und heißes Sehnen nach der Taufe haben aber auch öfters Wunder getan. Nur bei den ganz Alten ist sehr häufig alle Mühe vergebens, trotzdem unser neuester Katchismus ein Muster von Einfachheit und Klarheit ist, und unser ganzes Streben dahin geht, die kürzesten und leichtesten Fragen und Antworten ausfinden zu machen.

„Mein lieber Alter, weißt du auch schon was Gott ist?“

Der Angeredete runzelt die Stirne, verdreht die Augen, schaut seine Nachbarn an und meint halblaut: „Gott ist mein Vater.“

„Das stimmt ja, aber besser wäre es, du sagtest: „Gott ist der Schöpfer und Herr aller Dinge.“ Ich will dir die Antwort langsam vorsagen: Gott ist der Schöpfer . . . und Herr . . . aller Dinge. Nun wiederhole einmal: Was ist Gott?“

Der Alte denkt nach, er murmelt unverständliche Worte vor sich hin und schließlich bekennt er, daß er es nicht wisse. Nach einer halben Stunde stehen wir auf demselben Fleck. —

Nun zur Großmutter: „Wo ist Gott?“

„Da droben hinter den Wolken.“

„So? . . . Antworte: Gott ist allgegenwärtig.“

„Gott ist allgegenwärtig.“

„Wenn Gott allgegenwärtig ist, ist er dann auch in unserer Mitte zugegen?“

„Rein!“ —

„Du Zunge, wie heißt der erste Mann, den Gott erschaffen hat?“

„Adam!“

„Wer ist Adam?“

„Ich weiß es nicht!“ —

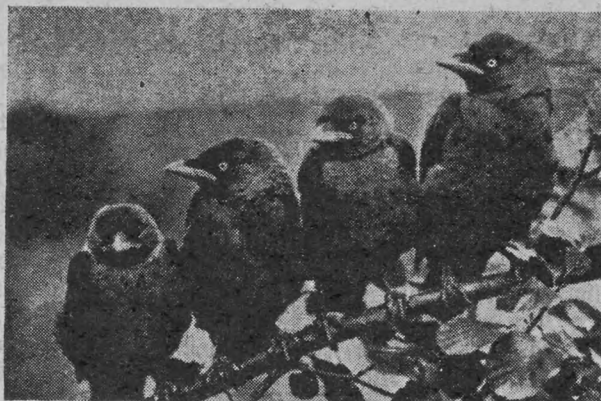
Einer hat sich bis zur Lehre von der Kirche durchgearbeitet und bleibt dort hängen, ein anderer bis zu den Geboten Gottes, ein dritter bis zu den Sakramenten. Als guter Vater drückt der Missionar bei dem älteren Geschlechte gnädiglich ein oder zwei Augen zu. Die jüngeren Taufbewerber kennen in der Regel nach zwei Jahren ihren Katchismus gut, einzelne sogar ausgezeichnet.

Es ist eine Freude, Männer und Jünglinge zu unterrichten. Sie zeigen bedeutend mehr guten Willen, in die Glaubenslehren einzudringen, als die Frauen. Von Jugend auf sind sie gewohnt, an Beratungen und Gerichtsverhandlungen teilzunehmen, die Gründe ihres Handels darzulegen und die Stichhaltigkeit der Beweise zu prüfen, und schließlich ist beim Manne die Religion mehr Sache des Verstandes. Sehr häufig treten sie beim rauchenden Feuer über die Geheimnisse des Glaubens, besonders an Sonntagen wird die Unterhaltung manchmal sehr lebhaft. Es bilden sich zwei Parteien, die Entscheidung über die Frage wird beim Missionar eingeholt und mit dem größten Jubel von der siegenden Partei entgegengenommen. Zwei Jünglinge, die noch Taufbewerber sind, hatten eines Tages die Frage aufgeworfen, welches wohl die vollkommeneren Geschöpfe seien, die Menschen oder die Engel. Der eine schien den Sieg davon getragen zu haben, denn er erschien vor mir strahlend vor Freude und meinte, die Menschen seien vollkommener, denn sie hätten einen Leib und eine Seele. Ich konnte ihm leider die Freude nicht machen, seiner Meinung beizustimmen, sein kleinmütiger Freund aber wurde stolz auf seine Wissenschaft.

Des Herrn Markus heilige Sorgen

vom Schriftleiter

Alle Rechte vorbehalten.



(Elfte Fortsetzung)

Einer begann sich plötzlich hastig zu bewegen. Er wühlte da irgendwo in seinen Lumpen herum und zog eine Mundharmonika hervor. Kräftig blies er die Töne eines portugiesischen Tanzliedes aus dem halb verrosteten Instrument.

Alles schaute erstaunt auf, selbst Jacinta. Und Jacinta begann zu lächeln. Jetzt waren die Sträflinge nicht mehr zu halten. Der Musiker bekam leuchtende Augen und seine Backen blähten sich mächtig, denn jetzt begann er noch kräftiger zu blasen.

Die anderen begannen mit den Füßen den Takt zu stampfen, und dann fingen sie an, laut und fröhlich zu singen. In allen schien der Gedanke zu sitzen: Sei gut mit den Kindern, gib, was du hast, um sie froh zu machen, damit sie ja nicht mehr weinen. Und sie taten es. Ihre Augen scharf auf die Kleinen gerichtet, sangen sie im buntesten Gemisch von Gut und Felsch, von Innigkeit und tollster Mißachtung aller Sangesregeln. Je mehr die Augen der Kinder auflachten, um so wuchtiger und lauter kam es ihnen aus der Brust, um so wilder stampften ihre grobgeschuhten Füße, und um so heller wurde es in ihren Gesichtern.

Da schrie einer dazwischen:

„Du, Kleine, kannst du den Fandango tanzen?“

Jacinta nickte eifrig.

Da hatte der Baumlange das Kind schon erfasst. Er mußte sich mächtig zu ihr herabbücken. Es ging aber doch. Er hatte Jacintas Schultern und Oberarme erfasst und sprang jetzt mit ihr durch die Zelle, daß Jacintas Röcke flogen. Ein anderer griff nach Luzia und tat daselbe. Auch Franz mußte mit, und die übrigen tanzten miteinander, singend und stampfend, während der Musiker kräftig blies.

Diese Szene im Gefängnis wurde später von Luzia erzählt. Franz und Jacinta waren schon längst tot, und Luzia bereits Ordensschwester, als die Öffentlichkeit davon hörte.

Eigenartig. Es wurden so viel Bücher über die Ereignisse zu Fatima geschrieben. Die meisten Schreiber scheinen wirklich Angst zu haben, von den so lieben Menschlichkeiten der drei Kinder zu berichten. Fürchtet man vielleicht, das Erzählen solcher Dinge könne die Kinder in den Augen der Leser unheiliger machen als sie wirklich waren? Franz, Jacinta und Luzia waren nicht heilig geboren. Von Franz sagte die heilige Maria gleich während ihrer ersten Erscheinung, daß er noch viele Rosenkränze beten müsse, bis man ihm ganz sicher sagen könne, daß er in den Himmel komme. Jacinta erfand den ‚Schnellrosenkranz‘, und Luzia hatte ebenfalls ihre schwachen Seiten. Das Große an ihnen ist, daß sie so tapfer die Begnadung Gottes annahmen und sich durch Not und Plage und Selbstverleugnung wühlten, um ihre Seelen so schön zu machen, wie die heilige Gottesmutter von Fatima sie haben wollte.

Die Kinder waren Mystiker, heiligmäßige Menschen, die der Herr in eine ganz besondere Fülle seiner Gnade gestellt hat. Sie waren aber nicht als ganz heilige Mystiker zur Welt gekommen. Wie jeder andere Heilige und wie jeder andere Mensch mußten sie sehr ernst an sich selbst arbeiten. Denn die Gnade des Herrn wirkt nur dort am Bau der Heiligkeit, wo der Mensch durch dick und dünn geht, durch viel Leid der Selbstverleugnung, um ganz treu zu bleiben dem Leben, das von oben kommt und nach oben ziehen will.

Tugend kommt nicht von selbst. Sie ist da, wo Gnade und guter mittschaffender Wille Bruder und Schwester werden. Es kommen zwischen Bruder und Schwester menschliche Untreueheiten vor: Im Grunde lieben sich aber beide doch, denn sie sind eines Blutes und einer Liebe zu Vater und Mutter.

So war es auch in den Kindern von Fatima. Mit der Begnadung hob sich ihr ganzes Herz, ihr Denken und Wollen zu Gott empor. Es war ihnen aber nicht immer leicht, dieses stets und beständig hoch zu halten. Sie hatten Versuchungen, nachzulassen, sie ließen auch hier und da nach: Denn das Gute ist das Schwerste in der Welt.

Und noch viel schwerer als das ist, daß Freude kommt, weil man ein gar wuchtiges Kreuz tragen muß.

Jacinta weinte im Gefängnis, und Luzia mit ihr. Franz hielt sich mit ganzer Kraft seines Willens, um nicht mit aufzuheulen.

Die Freude über Leid und Schmerz, die von Gott kommen, ist übermenschlich in ihrer Heiligkeit. Franz und Jacinta fanden sie erst — auf ihrem Sterbebette. Bis dahin hatten sie sehr schwer darum zu kämpfen. Und sie kämpften, bis sie fertig waren, fertige Menschen, und heilig starben.

Diese Kämpfe zwischen Gnade und Menschlichkeit, mit dem ewigen Siege des Göttlichen, hat aus ihnen Mystiker gemacht.

Die kleine Tanzszene in der Gefängniszelle war übrigens nicht sündhaft. Sie erinnert uns so schön an einen der größten heiligen Mystiker, den Gott auf Erden wandeln ließ. Er freute sich, wenn er — was ja sehr selten vorkam — gute Dinge ab, er sang, er tanzte, er spielte mit Kindern, und sein Name war Franz von Assisi.

Franz, Jacinta und Luzia tanzten. Eben noch Tränen und bittere Angst, und jetzt hatte der Baumlänge gar die laut lachende Jacinta hoch zu sich emporgehoben, ihre Arme fest um seinen Nacken gelegt, um sie noch toller schwingen zu können.

Inzwischen heulte und tobte Jose in seiner Zelle:

„Wächter, Wächter, las mich raus. Ich bin ein Bürger wie jeder andere. Las mich raus und sperr mich zu den anderen.“

Und die Wächter kamen. Sie gingen an Jose's Zelle vorbei, schlossen die Tür auf, hinter der so laut gesungen und getanzt wurde, und einer rief:

„Die Kinder raus. Der Administrator will sie sprechen!“

Als die Kinder mit neuer Angst den Wächtern folgten, schrie Jose ihnen noch nach:

„Ich war gestern nicht besoffen. Denkt nicht schlecht von mir. Ich habe mich nur besoffen gestellt, damit sie mich einsperren. Ich wollte schaun, ob ihr im Gefängnis seid.“

D'Oliveira hatte die Kinder nun wieder vor sich stehen.

„Also, wollt ihr nun sagen, was das Geheimnis ist?“

Franz und Jacinta blieben stumm. Luzia schüttelte scharf den Kopf.

„Gut denn“, sprach d'Oliveira finster, „jetzt geht's zuende mit euch. Der Richter hat beschlossen, euch töten zu lassen, weil ihr der Regierung nicht gehorcht.“

Dann brüllte er einen Befehl.

Ein Polizist erschien.

„Ist das Del fertig und am Kochen?“, fragte d'Oliveira mit bösen Augen.

„Ja“, antwortete der Polizist.

„Nimm die da hier zuerst“, befahl d'Oliveira, auf Jacinta zeigend.

Der Polizist nahm das Kind und ging davon.

Wie Luzia später berichtete, waren sie und Franz in jenem Augenblick vollständig davon überzeugt, daß der Administrator alles ernst meine und sie wirklich in ko-

chendes Del zu werfen beschlossen habe. Luzia dachte an die Worte der heiligen Gottesmutter während der zweiten Erscheinung: Franz und Jacinta werde ich bald zu mir holen. Du aber wirst noch länger auf Erden bleiben müssen.

Sie grübelte darüber und sie betete eifrig.

Da kam der Polizist zurück.

„Sie ist tot“, meldete er. Dann nahm er Franz mit sich.

„So, nun gebe ich dir noch einmal Gelegenheit, dein Leben zu retten“, redete d'Oliveira die Luzia an. „Franz und Jacinta sind jetzt tot. Wenn du mir jetzt noch schnell das Geheimnis verratest, lasse ich dich frei nach Hause gehen.“

Wiederum kamen der kleinen Luzia die Worte der schönen Frau vom Frenental in den Sinn. Franz und Jacinta werden bald sterben. Sie sind womöglich schon tot. Sie aber, Luzia, solle noch länger am Leben bleiben. Hier aber sagt der Administrator, daß er auch sie gleich töten werde, wenn sie ihm das Geheimnis nicht verrate.

Wie soll nun in Erfüllung gehen, was ihr die heilige Jungfrau des Frenentals gesagt? Will die heilige Maria vielleicht, daß das Geheimnis doch verraten werde, damit sie, Luzia, am Leben bleibe?

Luzias Köpfchen war voller schneller Gedanken. Da kam es ihr von irgendwo in den Sinn: Vertrau' auf Gott. Gehorche der heiligen Maria und sage nichts. Gott wird schon wissen, was zu tun ist.

Und so begann sie denn heftig den Kopf zu schütteln:

„Lieber will ich auch sterben, als das ich Euch sage, was ich nicht sagen darf.“

„Gut!“, schrie d'Oliveira mit zorniger Stimme. Er packte das Mädchen, riß es mit sich zur Amtsstube hinaus, und stieß es in ein anderes Zimmer.

Dort saßen Franz und Jacinta mit weinenden Augen. Als sie Luzia sahen, sprangen sie wild auf und fielen ihr um den Hals.

„Du bist nicht tot? Der Administrator hat dich nicht im Del gekocht? Der Polizist hat uns gesagt, daß wir warten müssen, bis sie mit dir fertig sind. Er hat gesagt, daß man dich im Keller in einen großen Kessel voll mit kochendem Del geworfen hat.“

Jacinta und Luzia weinten und lachten. Franz rieb sich aus lauter Freude die Hände an seiner Gese. „Die heilige Maria hat uns geholfen“, rief er laut, „sie wird uns noch viel mehr helfen!“

D'Oliveira aber kochte. Er sah, daß der Widerstand der Kinder einfach nicht zu brechen sei. So ließ er sie denn wieder in sein Haus zurückführen, sperrte sie dort in ein Zimmer ein und ließ sie sitzen.

VIII.

Viele Dinge waren um dieselbe Zeit in Fatima geschehen. Am 13. August hatte d'Oliveira die Kinder mit sich nach Durem genommen. In Fatima war man darüber sehr erregt. Olimpia Marto, die Mutter Franzens und Jacintas, weinte Tag und Nacht. Ihr Mann, Manuel Pedro, suchte sie zu trösten, er selbst hätte fast Trost gebraucht. Er ging hinüber zu seinem Schwager, zu Luzias Vater, und beriet sich mit ihm.

Schwager Antonio war sehr ernst, seine Frau Maria Rosa hatte verweinte Augen. Sie überraschte den versorgten Manuel Pedro aber doch, als sie sagte:

„Jetzt, Schwager, wird sich zeigen, ob die Kinder lügen oder nicht. Ist ihnen die Gottesmutter wirklich erschienen, dann wird sie auch helfen. Lügen die Kinder, wird es wohl Gottes Absicht sein, sie dafür zu strafen.“

„Schwägerin“, meinte Manuel Pedro ernst, „die Kinder lügen nicht. Du hast gestern genau so gut wie ich gesehen, was beim Eichbäumchen geschah. Die Wolke und das Licht haben sich allen Leuten gezeigt. Und das war nicht von dieser Welt. Das war ein Zeichen der heiligen Maria, das der Teufel zerstören möchte. Davon bin ich überzeugt. Wir müssen unsere Kinder beschützen, damit ihnen nichts Ungerechtes geschieht.“

„Du kannst schon recht haben, Manuel“, antwortete Antonio für seine Frau. „Wir müssen die Kinder beschützen. Wir werden etwas tun müssen. Was können wir aber machen? Was können arme Leute wie wir gegen die Regierung tun, die so kirchensyndikal ist wie unsere?“

Sie meinten dann, man solle sich vielleicht einen Rechtsanwalt nehmen. Welcher Rechtsanwalt wird es aber wagen, die Regierung anzuklagen? Und hat man überhaupt Geld genug, sich so einen Prozeß leisten zu können?

Von Leuten, die aus Durem kamen, hatte man gehört, der Administrator wolle die Kinder in die Erziehungsanstalt von Santarem schicken. Einige sagten sogar, Franz, Jacinta und Luzia seien bereits dort. Santarem, eine größere Stadt als Durem, war weit und breit als einer der Hauptstützen der antikirchlichen regierenden Partei bekannt.

Antonio Santos und Manuel Pedro beschloßen, zwei oder drei Tage zu warten. Käme bis nach dem Fest Maria Himmelfahrt keine Nachricht von den Kindern, dann wollten sie nach Durem fahren, um den Administrator persönlich zu sprechen.

Herr Markus lebte in Angst und Bangen. Die Kinder waren fort, und fast ganz Fatima war gegen ihn. In Durem hatte er vor den Männern Fatimas gesagt, er sei von der Richtigkeit der Erscheinung überzeugt. Das glaubte ihm heute aber fast niemand mehr. Man sagte, er habe die Kinder angeschauzt, und habe sie nachher dem Administrator überliefert.

Nur Manuel Pedro, Antonio, ein paar andere Männer und Rosa, die jetzt, nachdem ihr Herr Markus das Kind wiedergebracht hatte, mit allen Fasern ihres Herzens an ihrem Pfarrer hing, nur diese paar Leute glaubten an die Ehrlichkeit des Pfarrermortes. Alle anderen seiner Gemeindefinder waren ihm nicht gut gesonnen.

Herr Markus wagte sich gar nicht mehr auf die Straße. Wenn er sich in der Frühmesse beim Dominus vobiscum den Leuten zuwandte, sah er Blicke auf sich gerichtet, die ihm Herzklopfen brachten. Die alten Rosenfranzfrauen waren die schlimmsten. Ihre Augen waren so voller Verachtung und ihre Lippen bewegten sich so kräftig, daß Herr Markus immer das Gefühl hatte: Die beten gegen mich. Die Volksaufregung vom 13. August lag ihm schwer auf der Seele. Der 13. August, das war

ja erst gestern. Die Aufregung war noch so frisch, und alles war so verwickelt.

Jetzt, meinte Herr Markus, sei wohl der Höhepunkt seiner Sorgen erreicht.

Heute war der 14. August. Kurz nach dem Mittagessen kam der hochwürdige Herr Manuel gefahren. Ludwig Tutini, der Vater des unehelichen Kindes der Rosa, sah neben ihm in der Kutsche.

Herr Markus stand gerade in seinem Pfarrhof. Er war in Hemdsärmeln, in seiner Hand hielt er eine blühende Art. Es war ihm nämlich von seiner Haushälterin aufgetragen worden, den großen, gelben Hahn zu schlachten. Morgen ist Maria Himmelfahrt, ein hohes Fest, das nach dem Hochamt in jedem Hause würdig gefeiert wird. Der gelbe Hahn sollte dieses Jahr das Fleisch für die Himmelfahrtstafel liefern. Er sei zu groß und fresse zu viel, meinte des Pfarrers Wirtschaftlerin. Man müsse ihn wegtun und sich wieder einmal einen normalen Hahn großziehen. Unter dem jungen Federvieh sei genügende Auswahl.

So stand Herr Markus denn da und überlegte, wie er den gelben Hahn wohl am leichtesten fangen könne. Das Wichtigste sei wohl, ihn in den Hühnerstall zu treiben, ihn dann nachzusteigen und zu ergreifen.

Herr Markus hatte deshalb die Tür des Hühnerstalles weit geöffnet. Er hatte sich dem Hahn vorsichtig genähert. Der aber begann furchtbar wild zu gackern und mit giftigen Augen dem Pfarrer entgegen zu schauen. Als Herr Markus nur noch drei Schritte vom Hahn entfernt gewesen war, war dieser in ein wütendes Flügelschlagen und Hin- und Hergerenne ausgebrochen. Ueberall sprang er herum, nur nicht in der Nähe der Stalltür.

Ganz erschöpft war Herr Markus von diesem Geschehen. Als er gerade schweratmend stehen geblieben war, kamen Herr Manuel und Ludwig. Die Jagd nach dem Hahn hatte des Herrn Markus' Sinnen und Trachten dermaßen gepackt, daß ihm in diesen Augenblicken seine Sorgen vollständig vergangen waren. Hochrot glühten seine Wangen und seine Blicke schossen Blitze. Er sah den hochwürdigen Herrn Manuel und den Ludwig plötzlich vor sich stehen, es kam ihm aber nicht einmal der aller kleinste Gedanke an all' die bösen Dinge, in die er und seine Fatimageschichte durch die Mithilfe dieser zwei Männer gebracht worden waren. Alles, woran er jetzt dachte und denken konnte, war der Hahn. Neue Entschlossenheit zuckte in ihm auf.

„Herr Manuel, gehen Sie da hinüber und passen Sie auf, daß der Hahn nicht durchflüht. Und du, Ludwig, komm hierher“, kommandierte er hitzig. Mit grimmig gefaltener Stirn und geducktem Kopf schritt er nun wieder auf den Hahn zu. Daß Herr Manuel würdig stehen blieb wo er stand, daß auch Ludwig keine Miene machte, an der Hahnenjagd teilzunehmen, bemerkte er gar nicht. Er griff zu — und hatte den gelben Hahn drei Sekunden später war alles vorüber. Flügel Schlagend wälzte sich das geköpfte Tier im Staub des Pfarrhofes.

Herr Markus wischte sich den Schweiß von der Stirn und schaute mit glücklichem Näckeln auf seine Besucher. Bis ihm auf einmal die ganze bittere Wirklichkeit wieder

in den Sinn kam. Langsam ließ er die Art seiner Hand entgleiten. Sein Blick wurde stiller, ernster, tiefer.

„Wo sind die Kinder, Herr Manuel?“, fragte er ganz leise.

Herr Manuel war bleich, bleicher als sonst. Seine dunklen Augen glühten so scharf, daß Herr Markus ganz deutlich fühlte: Der ist entschlossen, etwas Finsternes zu tun.

„Die Kinder sind dort, wo sie schon längst hätten sein sollen, Herr Pfarrer Markus“, entgegnete Herr Manuel.

„Was meinen Sie damit?“, fragte Herr Markus.

Da schritt Herr Manuel auf den Pfarrer von Fatima zu, ergriff dessen Hände, drückte sie warm und sagte:

„Herr Pfarrer, mißverstehen Sie mich doch nicht. Die Kinder bringen mit ihren Geschichten größte Unruhe ins Land. Sie dürfen einfach nicht mehr hier bleiben. Man muß sie von allem Verkehr mit anderen Menschen abschließen. Solange, bis sie wieder vernünftig werden. Ich möchte Ihnen wirklich raten, Ihre Zustimmung zu geben.“

„Zustimmung? Wozu denn?“, wollte Herr Markus überrascht wissen.

„Daß man die Kinder in eine Erziehungsanstalt schickt, Herr Pfarrer, und daß man diejenigen hier in Fatima, die sich am allerwildesten gebärden, scharf überwacht“.

„Und wer sind diese Allerwildesten?“, fragte Herr Markus mit leichtem Lächeln.

„Der Jose und die Rosa.“

Pfarrer Markus meinte darauf:

„Herr Manuel, kommen Sie, wir setzen uns in meine Studierstube. Ich denke, ich habe Ihnen auch etwas zu sagen, und das möchte ich so ganz unter uns tun, wie früher, wissen Sie, als wir oft beisamen saßen und ernste Dinge gemeinsam besprachen.“

Herr Manuel sagte jedoch schnell:

„Leider haben wir nicht viel Zeit, Herr Pfarrer. Der Jose ist eingesperrt, der sollte Ihnen keine Sorgen mehr machen. Die Kinder sind beim Administrator. Man wird Sie bitten, die Erziehungsanstalt für die Kinder anzupfehlen. Wenn Sie dazu raten, wird die Gemeinde auch ihr Jawort geben. Wir müssen jetzt noch schnell die Angelegenheit mit der Rosa erledigen. Dann muß ich sofort zurück. Morgen ist ja Maria Himmelfahrt, da muß ich in meiner Gemeinde sein. Auf Wiedersehn, Herr Pfarrer.“

Herr Manuel kehrte sich um und ging, gefolgt von Ludwig.

„Salt!“, rief Herr Markus den zwei Männern nach. So schnell seine alten Beine es erlaubten, eilte er der Hostie zu, stellte sich vor sie hin, dem Herrn Manuel und dem Ludwig allen Ausgang versperrend.

„Was ist das für eine Angelegenheit mit der Rosa?“, fragte er mit einer Stimme, die bereits zitterte.

„Wir werden das Kind wieder mit uns nehmen. Rosa kann es nicht erziehen. Sie werden nichts dagegen machen können, Herr Pfarrer. Wir haben hier eine Bevollmächtigung des Administratoren. Ich werde das

Kind in eine Schwesternanstalt bringen. Dort wird man es schon christlich aufziehen.“

„Herr Manuel, können wir die Sache nicht besprechen?“, bat Herr Markus noch einmal.

„Wir sind hier, Ihnen zu helfen. Die Geschichte wird zu ernst, Herr Pfarrer“, entgegnete Herr Manuel. „Dürfen wir jetzt gehen?“, fügte er dann noch in kalter Höflichkeit hinzu.

Herr Markus sagte:

„Ja, Sie dürfen gehen, Herr Manuel. Als Pfarrer von Fatima verbiete ich Ihnen aber hiermit, irgend eines der Häuser meiner Gemeinde zu betreten. Anderenfalls werde ich mich genötigt sehen, mich in der erzbischöflichen Kanzlei zu beschwerden.“

„Nehmen Sie doch Vernunft an, Herr Pfarrer“, sprach der Priester Manuel da mit einer Gebärde, als gälte es, einen kleinen Buben zu überzeugen, „ich will ja nur größeres Unglück verhüten. Und damit Sie nichts Unnützes tun, dürfen Sie auch wissen, daß ich Rosas Haus garnicht betreten werde. Dazu habe ich mir einen Mann mitgebracht. Ueber Laien haben Sie als Pfarrer keine Befehlsgewalt. Die können gehen, wohin sie wollen.“

Herr Markus kniete zusammen. Starkes, schwächendes Klopfen spürte er in seiner Brust. Das Herz war nicht mehr so stark wie früher. Es brachte kalten Schweiß auf die Stirn, wenn es in Aufregung geriet.

Eine halbe Stunde später — Herr Markus hatte sich auf einen großen Stein gleich neben dem Hostor niedergelassen, und dort saß er immer noch — rief die Wirtschaftlerin erregt nach dem Pfarrer. Herr Markus sprang erschreckt auf und eilte ins Haus. Dort warteten zwei Frauen auf ihn, die ihm hastig meldeten:

„Herr Pfarrer, kommen Sie schnell, ehe etwas Böses geschieht. Die Leute sind sehr aufgebracht. Der Priester Manuel ist bei Rosas Eltern. Er und ein junger Mann, der mit ihm ist, wollen Rosas Kind mitnehmen. Die Leute wollen ihn aber nicht gehn lassen.“

Hastig griff Herr Markus nach Jacke, Hut und Stock und stürmte davon.

Vor Rosa's Haus war ein Anäul von Menschen, die laut schrien und heftig gestikulierten. In der Mitte der Menschengruppe standen Herr Manuel, Ludwig und Rosa, die ihren Buben fest in den Armen hielt und ziemlich böse auf den jungen Priester und auf Ludwig schimpfte.

Herr Markus versuchte sich zur Mitte durchzudrängen, es gelang ihm aber nicht. Die Menschen waren so erregt, daß sie ihn garnicht sahen. Jeder Mann und jede der aufgeregten Frauen suchte selbst an Herrn Manuel und an Ludwig heranzukommen, und der ganze Anäul wurde immer gedrängter und immer enger. Herr Markus sah, wie Ludwig nach dem Kinde griff, wie eine schwere Bauernhand ihm mitten auf den Schädel landete, so daß Ludwig fast in die Knie sank, er sah, wie der Priester Manuel dem Bauern ins Gesicht schlug, und wie er dann sofort zurückgeschlagen wurde.

Jetzt wurde Herr Markus aber wild. Mit aller Kraft schob er sich in den Menschenknoten hinein, stieß mit Ellbogen und mit seinen Händen, bis er wirklich an den Priester Manuel heran kam.

„Rosa, geh' sofort mit dem Kinde heim, und gib es nicht her“, schrie er mit furchtbarem Augenrollen. „Und ihr, Leute, laßt eure Hände von diesem Priester hier, sonst gibt's etwas“, er versuchte mit seinem Stock zu fuchteln.

„Sie aber, Herr Manuel, verlassen sofort meine Gemeinde“, wandte er sich mit noch lauterer Stimme an den jungen Priester.

Die Leute wurden still. Sie ließen den Herrn Manuel und Ludwig gehen, schauten ihnen aber mit furchtbar grimmen Augen nach.

„Das ist erst der Anfang“, sprach da ein Bauer zum Herrn Markus. „Wir warten jetzt, ob Sie uns die Kinder wieder zurückbringen werden oder nicht. Solche Priester wie Sie, und wie der andere da, die den Glauben zerstören, brauchen wir nicht“.

„Ich habe die Kinder nicht fortgeschafft“, rief Herr Markus erbozt. „Anstatt Priester zu schlagen, solltet ihr die Sache mit mir besprechen. Wenigstens fragen hättet ihr können, was ich von der ganzen Sache halte. Ihr aber klagt an, als wenn ihr von Blindheit geschlagen wäret...“

Hier brach Herr Markus plötzlich ab. Die Schwäche war wieder gekommen. Heftiges Stechen fühlte er in seiner Brust. Er konnte kaum noch atmen. Die Männer und Frauen sahen ihn zusammenzucken, sie sahen seinen Mund sich verziehen. Schweigend schauten sie ihn an. Dann kehrten sich die meisten um und gingen davon. Bald stand Herr Markus ganz allein da. Keiner war geblieben, um ihm zu helfen. So unwohl war ihm geworden, daß er es garnicht wagte, einen Schritt zu machen.

Da kam Rosa herbeigelaufen, griff ihm unter den Arm und führte ihn ins Haus.

Herr Markus blieb nicht lange im Hause Rosa's. Der leichte Anfall verging, und Herr Markus stand auf. Er wollte jetzt nicht sprechen. Er verabschiedete sich mit kurzen Worten und ging davon.

Rosa folgte ihm vorsichtig.

Im Pfarrhause saß Maria Carreira, die fromme Witwe, die gestern den kleinen Altar vor das Eichbäumchen im Zrenental gestellt hatte.

„Herr Pfarrer“, begrüßte sie den Priester, „schauen sie da, dieses Geld haben die Leute gestern am Eichbäumchen gelassen. Ich habe es heute gefunden. Der Altar war umgeworfen. Das kam von der großen Aufregung, wissen Sie. Ich habe dieses Geld neben dem Altartisch im Grase gefunden. Wollen Sie es nehmen?“

Herr Markus hatte immer noch Leben in sich. Der kleine Anfall war vorüber, und alle Schwäche vorbei. Ja, es schien sogar neue Energie in ihm hochgekommen zu sein. Sein Gesicht war nämlich ganz in ernste, feste und stramme Linien gespannt und seine Augen waren sehr lebendig. Beim Anblick der kleinen Münzen in der Hand der Maria erhob er abwehrend beide Arme und rief:

„Bringt nur kein Geld aus dem Zrenental ins Haus. Das fehlt mir noch gerade!“

„Wollen Sie es nicht?, fragte Maria Carreira.

„Macht mit dem Gelde was Ihr wollt, laßt es nur nicht bei mir“, wetterte Herr Markus weiter, dem es außerordentlich wohl zu tun schien, seiner Erregung Lust machen zu können.

Maria Carreira war eine Frau von Grundsätzen. Ehrsamkeit und Würde standen bei ihr sehr hoch im Wert. Mit ruhigem Blick maß sie den polternden Pfarrer vom Kopf bis zu den Füßen. Dann sagte sie:

„Ich will das Geld auch nicht. Gabe den Antonio Santos gefragt, ob er das Geld aufbewahren möchte. Das Eichbäumchen steht ja doch auf seinem Acker, und die Luzia ist sein Kind. Er will es aber nicht annehmen. Und ich werde es ganz bestimmt nicht behalten. Ich werde es also zurücknehmen und genau dort hinlegen, wo ich es gefunden habe“.

„Das Geld? Ins Gras zurücklegen? Frau, so etwas macht man doch nicht“, rief Herr Markus gleich darauf zurück. „Behaltet das Geld, bewahrt es auf. Später, ja später, nicht heute, werde ich mir vielleicht überlegen, was wir damit machen werden.“

Er ließ Maria Carreira stehen wo sie war, und eilte der Tür zu.

„Ich werden den Kindern sagen, sie sollen am dreizehnten September die heilige Gottesmutter fragen, was mit dem Gelde zu tun sei“, rief Maria Carreira dem enteilenden Pfarrer nach.

Der blieb in der offenen Tür stehen. Langsam kehrte er sich dann der Maria zu:

„Frau, das ist ein kluger Gedanke. Und betet für die Kinder.“

Er kam ins Zimmer zurück.

„Maria Carreira, Ihr müßt mir schon verzeihen, daß ich heute etwas hezig bin“, sagte er ganz demütig, „aber die Sorgen, die Sorgen um die Kinder und um alles andere. Betet auch für mich.“

Der 15. August war da. Der Tag Maria-Himmelfahrt. Froh klang es vom Turme des kleinen Fatimakirchleins in alle Weiten des sonnigen Morgens hinein, und es war, als wenn heute Sonne und Vögel und Vogel und Himmel zum Chore der Glocken gehörten. Denn alles zusammen schien wirklich zu singen und zu jubeln, und überall roch er direkt nach fröhlicher Frömmigkeit und nach der Nähe segnender Geister.

Nur die Menschen, die da der Kirche zuschritten, schienen nichts Himmelfahrendes in ihren Herzen zu haben. Sie sprachen erregt miteinander, und ihre Blicke zeugten von großer Unruhe.

Auch Pfarrer Markus, der in der Sakristei stand, die Ellbogen schwer auf den Tisch mit den Meßgewändern gestützt und das Gesicht tief in beide Hände vergraben, fühlte sich nicht zum Himmel erhoben.

Er richtete sich auf und sagte seinem Sakristan: „Heute gibt es keine Predigt.“ Daraufhin begann er sich anzukleiden.

Was hätte er auch heute predigen sollen? Die Kinder waren fort, wer weiß wo? Gestern wurde ein Priester geschlagen, wer weiß, ob gerecht oder ungerecht? Heute war Marienitag, wer weiß, ob Maria sich der Ereignisse von Fatima freut?

Herr Markus sang das Hochamt. Er las auch das Festtags-evangelium, und sagte dann den Leuten, was er bereits seinem Sakristan gesagt hatte: „Heute gibt es keine Predigt.“ Und die Leute schienen wirklich alle genickt zu haben: „So ist es richtig. Wir wollen heute keine Predigt.“

Und dann sang und feierte Herr Markus das heilige Hochamt weiter.

Als er sich nach der Kommunion zum „Dominus vobiscum“ den Leuten zuwandte, sturzte er plötzlich. Weit auseinandergebreitet waren seine Arme, wie es die Messzeremonien beim Dominus-Vobiscum-Grüße vorschreiben, und sein Mund öffnete sich, und blieb offen. Was war denn das? Stand da ganz hinten nicht der Jose? Dort gleich am Ausgang, beim Weihwasserbrunnen?

Herr Markus schaute hin, bis die Augen brannten. Er konnte aber nicht feststellen, ob er sich irre oder nicht. Drum sang er die heiligen Worte, wie sie vorgeschrieben waren, und kehrte sich wieder dem Altare zu. Während er aber dort aus dem großen Feiertagsmeßbuch die letzten Gebete sang, nahm er sich fest vor, beim „Ite Missa est“ noch einmal gut zur Kirchentür hinzuschauen. Und er tat es und er wurde hochrot im Gesicht vor lauter Freude. Das war wirklich Jose, der dort stand und den Kopf recht hoch hob, damit der Pfarrer ihn sehen könne.

Zum Erstaunen aller Leute in der Kirche wandte sich Herr Markus nach dem letzten Evangelium noch einmal um und rief: „Sekt laßt uns noch ein Muttergotteslied singen, um der heiligen Maria zu danken. Leute, es wird alles wieder gut, alles.“ Und ohne Pause zu machen, begann er mit mächtiger Stimme ein Marienlied anzustimmen.

Er sang es ganz allein. Keiner der Anwesenden sang mit.

Das störte den Herrn Markus aber garnicht. Er sang, bis das Lied fertig war, machte eine schnelle Anbeugung, und verschwand in der Sakristei. Hastig zog er die Kirchengewänder von sich. Keine Zeit wollte er verlieren. Er mußte sofort erfahren, was Jose für Nachrichten habe.

Herr Markus trat durch die Sakristeitür zur Kirche hinaus. Größte Aufregung herrschte auf dem Kirchenplatz. Er sah den Manuel Pedro und den Antonio Santos mit ihren Frauen die Treppe zum Pfarrhaus hinaufstürmen, und sein Herz ging hoch in freudigem Ahnen. Hastig drängte er sich durch die umherstehenden Leute und lief seinem Pfarrhause zu. Dort waren die Kinder, Franz und Jacinta und Luzia, alle in den Armen ihrer weinenden Eltern. Und daneben stand hochauferichtet d'Oliveira, mit breitestem Lächeln auf seinen Lippen.

„Da seid ihr also wieder, Kinder,“ rief der Administrator laut, als er den Pfarrer kommen sah, und er streichelte Jacintas Köpfe.

Manuel Pedro wandte sich dem Administrator zu. Er wollte etwas sagen, kam aber nicht dazu. Das Pfarrhaus war umdrängt von Menschen, die mit Säusten drohten und mit lauten Worten.

D'Oliveira erblachte, als er das erbohte Volk sah.

„Manuel Pedro“, rief er, „Ihr habt das Volk gegen mich aufgehetzt. Wenn hier heute etwas geschieht, werde ich Euch verantwortlich machen.“

Manuel Pedro schaute verächtlich auf den Administrator:

„Es wird Euch schon nichts geschehen“, meinte er. Dann winkte er mit beiden Händen den Leuten zu und rief:

„Leute, die Kinder sind wieder hier. Alles, was wir jetzt durchmachen, ist von Gott geschickt. Laßt Gott und Maria weiter walten, die wissen genau, was sie tun. Greift nicht in die Pläne Gottes, tut nichts, was uns einen schlechten Namen geben könnte. Gott wird schon siegen.“

Stumm standen die Leute von Fatima da und schauten mit grimmen Blicken zur Veranda hinauf. Eigentümlich, welche Macht Manuel Pedro über sie hatte. Man sah, wie der Zorn gegen d'Oliveira und gegen Herrn Markus in ihnen brannte. Zum zweiten Male verhielt sich Manuel Pedro ein blindes Ausbrechen dieser Wut.

D'Oliveira begann wieder zu lächeln:

„Manuel Pedro, und Ihr, Antonio Santos, kommt mit mir ins Gasthaus und trinkt ein Gläslein Wein mit mir.“

„Geht nur, und trinkt Euren Wein selbst. Ich bleibe bei meinen Kindern“, entgegnete Manuel Pedro kalt.

Der Administrator wandte sich an Herrn Markus. Als er aber dessen Augen sah, die voll waren von Schrecken und von Schmerz, kehrte er sich um und stieg die Verandatreppe hinab.

Die Leute wichen zur Seite und ließen ihn gehn. Da sahen Herr Markus, Antonio Santos und Manuel Pedro aber, wie eine Gruppe junger Burschen sich aus der Menge löste und dem Administrator nachging. Einige hatten schwere Stöcke in ihren Händen.

„Senhor d'Oliveira“, rief Manuel Pedro hastig dem Administrator nach, „wartet, ich gehe mit Euch ins Gasthaus, wir werden ein Glas Wein zusammen trinken.“

Er eilte dem Administrator nach, gefolgt von Antonio Santos, nahm ihn beim Arm, und führte ihn zum nahen Gasthaus hinüber. Dort blieben Manuel Pedro und Antonio Santos so lange mit d'Oliveira, bis die Menge sich zerstreut hatte. Dann begleiteten sie ihn zu seinem Auto und ließen ihn davonfahren.

Herr Markus stand inzwischen immer noch in größter Sorge vor den Kindern. Was soll das wohl noch werden? Gestern geriet der Priester Manuel mit den Leuten fast in eine Schlägerei — und das wird sehr böse Nachspiele haben —, und heute mußte er wieder einmal sehen, wie seine Gemeindefinder ihn fast haßten.

„Kniet nieder, Kinder, damit ich Euch segnen kann“, sprach er nach einer Weile zu Franz, zu Jacinta und Luzia. Dann machte er das heilige Kreuzzeichen über sie und ging ins Pfarrhaus.

Die Kinder aber erhoben sich von den Knien, und Luzia sagte: „Kommt, wir gehen zuerst ins Zrenental.“

Gefolgt von ihren Müttern und von einigen Frauen und Männern machten sie sich sofort auf den Weg.

Als sie vor dem Eichbäumchen im Zrenental standen, erschrakten sie. Das Bäumchen war vollständig zerfetzt. Nur noch der Stamm und die Hauptäste standen da. Alle Blätter und Zweige waren fort.

„Die Leute haben das getan“, meinte ein Bauer, „jeder wollte sich etwas von diesem heiligen Baume mit nach Hause nehmen. Gott segne diesen heiligen Ort!“

Franz, Jacinta und Luzia fielen in ihre Knie und begannen den Rosenkranz zu beten.

„Fortsetzung folgt.“

M A R I E N B O T E

★ ★ ★ *The Catholic Family Monthly* ★ ★ ★

THE END OF ALL WARS or THE END OF MANKIND

("Vaterland", Switzerland)

I

The new year sees the world confronted by a large number of unsolved problems in world politics. During "normal" times these problems would be problems of war. Former times saw far less important conflicts lead to war, and these conflicts were then settled by the sword. With the end of the war and the establishment of peace mankind was able to breath freely again. The political atmosphere had been purified and one could again concentrate on works of peace. The war could thus be termed an instrument of progress. These times are gone forever. Nowadays a war solves no problems and can only cause total destruction, into which both the aggressor and the aggressed are drawn. The more powerful the instruments of war become the more senseless will be a war, and the greater will be its tendency towards the selfdestruction of mankind. Thus the greatest responsibility of our times lies in the control of the instruments of war. We do not believe in a third world war, lest we be compelled to believe in a total madness of mankind. Of course there are indications of a total madness of this kind. One such indication is, for example, the race between nations for the perfecting of newer and more terrible weapons, in spite of being aware of the fact that the control of these weapons becomes increasingly more difficult. Thus a third world war can only be avoided if mankind as a whole can be made aware of the fact that such a war would mean the factual end of mankind, that there can be no victors but only losers. The well-known mathematician and physicist Albert Einstein, who is unequalled in knowledge of the functions of modern weapons, estimates the loss of lives of a future atomic war at five-sixths of mankind. But the world already knows that the atomic weapon has been excelled, that radio-active bacteria are more detrimental than atomic weapons and even greatly exceed them in total destructibility. And the possibility of a combination of atomic and bacterial weapons cannot be overlooked. Anyone desiring information regarding the function of these modern weapons is asked to consult the recently published brochure of Louis Emrich "Der dritte Weltkrieg, der Untergang der Menschheit" (The third world war, the extermination of mankind). (Published by Jean Frey AG., Zurich). These visions are not mere phantasies, for they are based on the knowledge and assertions of our leading physicists. Dr. Harold C. Urey a Nobel Prize winner for physics, emphatically proclaimed:

"As a researcher, I realize with what we are concerned and the danger with which mankind is confronted, and I beg all my colleagues to refrain from the research and creation of ever increasing instruments of mass destruction. If this warning and those of all clear-visioned physi-

Vol. XVI April 1948 No. 7

CONTENTS

The End of All Wars or the End of Mankind	30
Prayer for Peace	32
by W. L. Lawless, O.M.I.	
I, Joan, Take Thee, Robert	34
by Margaret I. Miller	
Interesting	36
The Riddle of Basutoland	37
by Bishop Bonhomme, O.M.I.	
Stir Crazy	39
by Hugh Finnegan, O.M.I.	
Don't Scream, Miss Lynn	40
by Marrion Scott	
Love Wins	43
by Paul Twitchell	
The Question Box	47
Have you heard these?	48

The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Father of St. Mary's Province at the Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask. Subscription: \$2.00 per year.

cists, chemists and biologists will not be heeded, then, when these terrible things begin to take place in the future, only a fraction of mankind will remain."

II

Mankind knows that it has only one choice: The end of all wars or the end of mankind. But a true picture of the end of mankind can hardly be imagined today, as our imaginary powers are simply too limited. "The weapons of tomorrow will cause more destruction in one day than all the weapons that have been used since the beginning of mankind," declared the american minister of war Patterson at a Conference in New York, and on the same occasion it was emphasized by General Kenney that a large nation must be prepared to suffer human casualties to the extent of 25 million on the first day of war.

Paradoxical as it may seem, it is precisely these terrible possibilities of a third world war which partially guarantee the aversion of this war. Previous wars, even the first and second world wars, were not confronted by the actuality of a complete extermination of mankind. Before the first and second world wars there was always the possibility of a victorious and a defeated side, whereby the victor gathered the fruits of the victory. Both the world war of 1914—1918 and that of 1939—1945 have effected change in this regard. The outcome of battles still showed one side victorious, but the consequences of both wars proved that both sides were losers. Neither the victors of 1918 nor those of 1945 were able, or are able, to gather the fruits of victory. They can only strive, by strenuous efforts, to remove the war's consequences. A third world war would deprive mankind of even this possibility. Removing the consequences of war would be made impossible by the absence of human beings who could engage in

this work. The wars before 1914 still had a certain purpose, but those of 1914—1918 and 1939—1945 had already become senseless. They were, however, and are capable of recovering from this senselessness. A third world war would deprive us of even this possibility. Its senselessness would be complete.

III

But what is being done to combat this complete senselessness? Is the advice of Urey being followed, by refraining from the research and creation of ever increasing instruments of mass destruction? In no manner whatsoever is this being done. The research institutes of America, where more terrifying methods of destruction are being devised, are continuously expanding. We do not know what Russia is doing, outside of the fact that she has entered the race with America for the construction of weapons. As unheard of instruments of power these weapons have the tendency to give to their possessor a monopoly of power, and to extend the influence of this power to every corner of the world. These instruments imply world power and are a means for the establishment of an absolute centre of power. If Great Britain and her main ally, the United States, were the sole possessors of these weapons, it would mean for them actual world domination. But should these weapons also be in the hands of an opposing major power, their use would be stalemated, since no one could dare to use them without being put in danger of self-destruction.

This is a sort of guarantee of peace. During the second world war Hitler had produced terrible poison and bacterial weapons. But the British were in possession of similar weapons. Having become aware of Hitler's intention to use these weapons, Britain warned the German government, by means of radio

messages, that they (the British) would begin using poison and bacterial weapons the minute the Germans would dare to do so. As a consequence of these warnings the German General Staff was able to prevent Hitler from resorting to poison and bacterial warfare. Thus it might be in the future. But because of this, the producing of such terrible weapons has become absolutely ridiculous. Then why are they, nevertheless, being produced? The United States cannot make use of the atomic weapon, in spite of the fact that she is still superior to her main enemy, Russia, in atomic research. Naturally, she could destroy Russian cities and industrial centres, but she would be unable to prevent millions of Russians from overrunning Europe, in which case the atomic war in Europe would have to be continued. This would transform Europe into an immense moon-crater. Russia on the other hand, when she has equalled America in the production of atomic and poison weapons, will not dare to use them. For not only would she destroy herself, but upon fleeing to the heart of Europe would find only a land of ruins, the occupation of which would be useless. These are thoughts which are being considered on the continents of America and Asia. They are logical reasons which lead us to believe that a third world war is not to be feared, at least not an atomic war. The singular use of the atom bomb on Hiroshima and Nagasaki has shown us clearly the frightfully devastating effect of an atom-bomb war. It confronted mankind with a plain choice between life and death. Are we to believe that mankind will choose certain death? We don't think it will do that.

Prayer for Peace.... *The Angelus*

by William L. Lawless, O.M.I.

(The Oblate World)

"Oh an angel touched the bell.
Angelus!
For now upon its parting swell
All sorrows seem to sing fare-
well,
There falls a peace no words can
tell.
Angelus!"

Few paintings have had such a universal appeal as J. F. Millet's famous picture, "The Angelus." Its quiet, simple beauty portrays a scene of rustic piety and peace. It is not to be wondered that the artist could portray the religious feeling that comes from close contact with the earth, for he says of himself, "I was born a peasant, I am a peasant and my ancestors were peasants."

"Peace on Earth" might well be the sub-title of this painting. Yet strange as it may seem, this picture symbolizes a modern tragedy. The tragedy lies in the fact that only a few of the vast number of men who admire the picture are familiar with the custom that inspired it, while fewer still practice the devotion so capable of instilling into men's hearts the love of peace.

We do not know much about the origin of the Angelus for most of the details have been lost. We do know, however, that the devotion as we have it today is the product of a long development which extended over several centuries.

The first hint of a practice similar to our Angelus can be found as early as the twelfth century, but the first definite indication of such a custom is not found until the middle of the thirteenth century. At that time an evening bell was rung in the

church to invite the people to join their prayers with those of the monks and priests in beseeching God to shed the blessings of peace upon the land.

This bell was known as the "Peace Bell". A century later we find the bell being rung in the morning. The people were urged to say five Our Fathers and five Hail Marys for the preservation of peace. When the noon-day bell made its appearance a half-century later, it was also called the "Peace Bell".

With the spread of this custom throughout the countries of Europe different prayers were adopted which were to be said during the ringing of these bells. Like every growing thing which only receives its set pattern after time has molded it, the Angelus acquired the form it has today towards the end of the sixteenth century. It was at this time that the devotion became known as the "Angelus," this name coming from the first word in the Latin form of the prayer.

The Angelus, as we know it today, is said as follows:

V. The angel of the Lord declared unto Mary

R. And she conceived by the Holy Ghost.

Hail Mary, etc.

V. Behold the handmaid of the Lord.

R. Be it done unto me according to Thy word.

Hail Mary, etc.

V. And the Word was made Flesh.

R. And dwelt among us.

Hail Mary, etc.

V. Pray for us, O holy Mother of God.

R. That we may be made worthy of the promises of Christ.

Let us pray

Pour forth, we beseech Thee, O Lord, Thy grace into our hearts, that we, to whom the Incarnation of Christ Thy Son was made known by the message of an angel, may, by His Passion and Cross, be brought to the glory of His Resurrection. Through the same Christ Our Lord. Amen.

Glory be to the Father, etc. (three times).

The first verse and its response remind us how the Archangel Gabriel appeared to the Blessed Virgin and announced to her that she had been selected by God to be the Mother of His Only-Begotten Son. Because Mary conceived the God-man, not by St. Joseph, but by the Holy Spirit in a miraculous manner, we are reminded of Mary's singular privilege of being a mother and yet remaining a virgin.

The second verse is the reply which Mary made to the Angel, thus consenting to become the Mother of Our Redeemer. Mary's profound humility and ready obedience to the will of God are set before us for meditation. How much we need today this spirit of submission to God's will!

The third verse, from St. John's Gospel, is full of meaning for us, for it tells us that He Who was born of Mary truly was the Son of God. Then there follows an appeal to Mary. In it we ask her to pray that we may be found worthy of the reward which her Son has promised to us if we serve Him faithfully.

The last beautiful prayer is a petition to God that the grace



Spring is here.

merited by Christ for us may be poured into our hearts so that we may one day rejoice with Him forever in Heaven. The three Glorias are added in thanksgiving to the Blessed Trinity for the singular favors given to the Blessed Virgin.

From the few records available, it seems that the custom of ringing the bell with a triple stroke repeated three times was adopted from the very beginning. We find in the constitutions of an old monastery that the lay brother "shall toll the Ave bell nine strokes at three times, keeping the space of one Pater and Ave between each three tollings." Again another old bell bears the inscription: "When I ring thrice, thrice devoutly greet the Mother of Christ."

Holy Mother the Church wishes her children to recite the Angelus daily for she wants to keep ever before their minds the great mystery of the Incarnation and especially the part that Mary played in this tremendous drama. To encourage the devotion, the Church has attached an indulgence of 100 days for each recital and plenary indulgence

if it is said every day for one month. -

It is an inspiring sight in Catholic countries such as Ireland to see people stop in the streets to pray at the sound of the Angelus bell. The society woman, the busy clerk, the day laborer pause in their different occupations to pray to her who is Mother of them all. In that brief moment of prayer the unity of all men in Christ is superbly illustrated. Must not the world be a more kindly place for listening to such a sermon three times a day?

How many people say the Angelus in America is hard to say. While the religious in their houses recite the prayer in common, too few of the laity give it a thought. Yet how much we lose by the omission of this simple devotion! It reminds the busy of their heavenly vocation. It floods the soul of the sorrowing with a ray of blessed hope. It brings to those who falter the strengthening aid of divine grace.

Human respect may be the reason why more of us do not say the Angelus. The Moham-
medan kneeling in the street to

pray thus puts us to shame. But one can still manage to say it at the sound of the bell without attracting undue attention. With a little hardihood, one can even make the Angelus a potent means of Catholic Action. There is one prominent lawyer in Philadelphia who has interested many a client in the Catholic Church by his inviolable habit of saying the Angelus at twelve o'clock each day.

If you have not been saying the Angelus regularly, begin today. Say it when you rise each morning; whisper it at work each noon; recite it with your family before the evening meal. Unite your prayers with those of Catholics all over the world that the Prince of Peace and the Queen of Peace may bring a speedy end to war and strife.

PLAIN AS A NOSE—The answer to all the world's problems lies in prayer, starting with spiritual renewal of the individual. Are you willing to make 1948 the year in which you began to do your part? —Lake Shore Visitor.

HARK—We have an abundance of lawyers, doctors, teachers, businessmen, artists, writers, social workers, journalists, editors, union leaders, union members, politicians, farmers, chamber-of-commerce members, who are Catholics, and in their personal lives, good Catholics. What we need are Catholic writers, union members, etc., in the sense that there are Communist writers, etc. We are no throwing our weight around.—'The Indiana Catholic and Record.'

BOTTOMLESS — "The Pope's purse has a hole in it . . ." Archbishop William Godfrey, Apostolic Delegate to Great Britain, made this remark as he revealed that approximately 28 million dollars had been spent by the Holy See by the end of 1947 in material aid to the suffering throughout the world. — 'National Register.'

I, Joan, Take Thee Robert

By MARGARET I. MILLER

"Take your precious freedom—And good luck!" Robert had snarled at her.

The vehement slam he gave to the door seemed to echo his words. With hot cheeks and burning, trembling hands—hands that burned and trembled in unholy wrath—Joan went on with her packing. She would leave him this time, leave to never return to this squalid house, with its scratched, second-hand furniture—this house, buried away from civilization in the deepest wilds of suburban wilderness.

Robert had not made good, that was all! In spite of his training, his connections, he would go on forever and forever just as he had gone on since their marriage a year ago—go on being just a cheap, ordinary office clerk—Never rising any higher because he had no ambition to rise, no desire for worldly success. He defended his mental inertia by attributing his stagnation to a too high code of ideals to lie and cheat his way to success.

"He's not high-minded enough to raise his wife from the existence of an eternal drudge," Joan fumed into the empty room.

And she, Joan, would go on forever despoiling and callousing her hands in scrubbing floors and cooking his meals because Robert would never be able to give her a house-keeper; she would go on washing and ironing his shirts, because he would never, never in the wide world, be able to afford a laundress.

While arranging her shoes in her trunk, she studied those hands of hers.

"Already 'dish-pan' hands!" she said, shuddering in distaste.

These hands, that had been white and delicate; these fingers, that had molded in clay and painted on canvas—And now, because of the very limiting chains of time and energy, what minutes or strength were left for her to express herself, to express Joan the Artist? Joan the Artist was a much more real person than Joan the Wife.

It was not that she had not realized marriage to be a giving proposition. Robert had given, given the best he could, given all he had been capable of giving in his dull, blundering way. But giving should be a fifty-fifty proposition. Giving entailed sacrifice; and Robert had had nothing to sacrifice, nothing of his personality to truck away or to toss aside. He was just an average man, with average desires for food and a home and human

affection. Marriage had enriched his life—

While she—

"I'm just his house-keeper, a cheap house-keeper," she thought bitterly.

"What you can't see, Joan, is that marriage is a union," Robert had said last night.

"What you can't see," she raged back, "is that I'm still an individual. I still have a right to a corner of life where I can be myself; where I can create with these hands of mine."

The weapon of anger always deserted him when she talked like this. He always stood helpless before her, as he was standing now—humbled and ashamed—as if he had cheated her in making her his wife. There was nothing he could do to help her in these moods—nothing save suggest a separation. That

The Evil We Spread

When converts come into the Catholic Church they are amazed at the laxity of many Catholics. They cannot understand how one who has received such knowledge and favors can treat these tremendous graces so lightly. Catholics must remember that their infidelities are not considered lightly by those outside the Church; are not passed over because of the good deeds of the Church as a whole or of individual Catholics. A spicy scandal is retailed far more widely and remembered much longer than a thousand good deeds. The Popes, almost to a man, have been holy men, even saints, yet the non-Catholics remember only Julius and perhaps John, and certainly Alexander. The Roman martyrology is charged with the deeds of holy men, yet it is not a picture of Xavier preaching on the streets of Goa that is recalled, but rather Chaucer's picture of the Pardoner. The upright Catholic layman who raises a large family in the love and fear of God is not remembered, because he is not interesting. But felonious Catholic politicians and the Catholic gangsters, snatched from the jaws of Hell by God's grace, furnish table talk for the nation. Catholics should continue to read what others say about our indifference towards the spread of the faith. —Our Sunday Visitor.

might repair the damage he had done to her life. "But, dear God," he prayed inwardly, "don't ever let it be that; don't ever let her mean that is what she wants."

He tried to put his arms around her, but she shrank away. His voice mellowed, as one speaking to a small, hurt child, "In time, Joanie, in time you'll create. Some day you'll have a baby, an immortal life to mold—"

"Any woman can do that. The slums are full of moronic women, dumbly, blindly, having babies."

He did not want to touch her now—did not want to be near her when she talked, not like a woman, but like some gross fiend.

"My hands are delicate," she reminded him.

"But your mind is crude and demonic," he answered. "I thought I knew you, Joan. Now I see I never did. I saw only the surface. You're like a finely drawn oil painting done on a piece of rotten canvas."

"My holy, holy Pharisee!" she thrust back.

He shook his head. "Not that, I hope, Joan. Joan, please let's talk this thing out sanely. Not hurt each other with biting sarcasm." Here he was yielding again. But he could not believe it was just the shell he had loved. He must believe that somewhere way down deep inside the core of her being, there was something essentially white and clean and just.

"You've got to face reality, Joanie. I'm sorry you're dog-tired at night."

In his earnestness to bring her back to him, he forgot that he, too, was tired at night—forgot that his shoulder-blades ached from leaning over a desk all day; that his eyes ached too badly to even read the newspaper when he returned home.

"God knows I'd like to have a house large enough where you

THE SWORD

Some people are inclined to doubt the power of spiritual battle, whether it be waged on the natural or the supernatural plane. They put their faith in the principle that might is right. But they forget history. The major conquests of history made by might alone have quickly fallen into dust. Great civilizations, like that which Spain gave to the Latin Americans, have risen on astonishingly little military force. The armies that conquered Mexico and Peru and other lands were scarcely more than a handful of men. The success lay chiefly in the spiritual arms of friars whose only weapons were divine grace. The world is wicked today and many deserve the slavery they are asking for as a result of the secularism they worship as a religious ideal, but the leaven of faith is exceedingly strong. There never has been a time in history when Catholicity was stronger than it is today. —National Register.

could have your own room to set up your easel. I'd like to have enough money left over out of my wages to hire a maid, and to buy you oils and brushes, and clay and plaster. But the ugly fact is, Joanie," he ended helplessly, "I just haven't that much left over now."

"Why haven't you?" she flaunted unreasonably.

He answered humbly, "Because conditions are bad. We should go down on our knees, Joanie, and thank God I've had steady work, any kind of work. When business picks up dear—"

"If business picks up," she amended.

"All right, if business picks up, there's nothing I won't do—Oh, Joanie, can't you understand, I don't want to see you just existing day after day as you are now. It's just that we're all victims of this whole, vile economic system."

She stood up. "I'm not interested in a lecture on economics. The problem right now is boiled down to you and me. If you're going to let the system expose you to a living death; if you're going to be satisfied with simply animal comforts of a roof over your head and a crust to eat, that's your affair. I'm through!"

With a consciousness of utter futility, he said, "I can't do any

more than I am doing, Joan. Even for you, I won't trample on my self-respect to crawl for business favors."

The next morning, for the first time in all the twelve months they had been married, Robert cooked his own breakfast, and sat down alone at the table. She had threatened to go many times before. This time she meant it. He would let her go, then. If she was not big enough to take the poorness instead of the richness, to take the worse in place of the better, then she was not big enough for marriage.

When he went upstairs for his coat, she was emptying her drawers.

"Can't take roughing it, Joan?" he asked.

"It isn't that I can't take it, Robert. I just won't take it, that's all!"

And that was when he had flung, "Take your precious freedom—And good luck!"

She opened her closet, and drew out her wedding dress—still as white and clean as when she had put it away her bridal night. She held it out before her. She shut her eyes and saw herself walking down the long Cathedral aisle. She heard the Wedding March—more like a Coronation March it had seemed

that day—her day and Robert's. Nothing had seemed too big for her that moment. With Robert by her side, she could conquer the world. She would have Robert. And in having him she could work better, create finer—She had knelt there in the sanctuaried silence, apparently knowing so much, and—looking back now—realizing so little.

They had knelt before the altar of God. She had promised something, something from which God Himself could not free her, save by the rending hand of death.

"I, Joan, take thee, Robert, to be my lawful wedded husband . . . through richness and poorness, for better and for worse . . ."

Had she understood those words?

Had she understood that poverty, material poverty, could still have the spiritual richness of the trinity of love—the love of husband and wife so rich that it needs must overflow into the soul of a little child?

Had she understood that worse could not blend a career and love, but would mean the necessary sacrifice of a career for love?

Robert, too easy going, too idealistic perhaps, to ever fight for his share of advancement, even if there were no recession, had understood that the success of their marriage depended upon much more than financial success. He had seen that love and marriage depended upon giving what you had, no matter how small, so long as you went on giving, giving, giving until there was no life to give anymore. He had never asked, in return for his gifts, a secluded corner in his life. Perhaps his life was small and limited, yet he had given her, would go on giving, the whole of that smallness and limitedness—Never miserly trying to hoard his individuality all for himself, as she had tried to hoard her personality.

Again she looked at her wedding dress. Yes, it was still

- Interesting -

By Clarence Brissette, O.S.M.
"Novena Notes"

Sometimes we suspect even God must have His little joke. Before us (Feb. 8th) is a clipping announcing the birth of triplets to the vice-president of the "Planned Parenthood Clinic" of one of our larger cities. They were born on the seventh birthday of her only other child. Well! Well! This gal who lectures clubs . . . teaches poor ignorant mothers how to cheat nature and the advantages of "spacing" children . . . of a sudden finds nature has tricked her and caught up to her clever schemes! **In eight years of marriage, four children would be about the normal size of her family. What is she supposed to do now?** What does the good book of "planned babies" say? Since there is a close association between the philosophies of birth preventers and mercy killers—will she call in the humane society or perhaps dispose of the excess two babies as she would unwanted kittens or puppies? It is against the law! What is the difference? All natural laws are based on God's law. She has been flaunting God's laws throughout her married life. If He (God) is left out of the picture—the babies (in her eyes) are just little animals—to be treated as such. This may sound harsh and cruel. But . . . it does fit in with her logic. There is little difference between taking life at conception or at birth . . . a difference of time—nine months.

whole and clean, as Robert had remained whole and clean; as she must be, to conquer, not the world, but to conquer herself.

Impulsively, she ran to the telephone.

"Telegraph office, please," she

Statistics and the findings of the Medical Associations of all civilized countries prove the wisdom of the Creator's plan. Normal women with large families are healthier and live longer than those selfish creatures who follow the planned parenthood method. The children from large families are better off . . . happier, healthier, more character. **"They rub the corner off each other and lick each other into shape."** The birth preventers juggle figures — manage to get unscrupulous doctors behind them—call names and help no one but the manufacturers of contraceptives—which are not as advertised "safe and reliable," according to the 'Journal of American Medical Association' (Feb. 1938). 'Fortune Magazine' showed the industry to prevent conception reached a total of \$250,000,000 worth of business in the year 1938. Manufacturers showed a net profit of \$75,000,000. No wonder the filth columnists are so enthusiastic in trying to help poor ignorant mothers. It means sales. **If this capital was invested in a fund to help the wage earner support his family it would attack poverty at its source.** You don't cure the housing shortage by chopping off excess heads. The answer is in building more homes. We still like the reply a mother gave a prominent womb-sabotager: **"I would sooner have the children on my lap than on my conscience."**

called breathlessly into the mouthpiece.

The connection went through.

"I want to send a telegram to Mr. Robert Parks, N— building, New York—Yes, that's right. 'I, Joan, take thee, Robert.' No. no signature is necessary."

The Riddle of Basutoland

by Bishop Bonhomme, O.M.I.

Basutoland is a mysterious country. More than once the savants have racked their brains to explain it. Even the physical geography is mysterious. It is like a new world, with it thousands of mountains, some of them more than twelve thousand feet high. By its colossal stature it tends to dominate the whole South African continent.

One would say that in this barren land all the caprices of nature tried to leave their imprint. There is an infinite variety to the shape of the mountains and the shades of these granite giants make us think that we are in some fairy land.

Why is the country so strange? The pagans believe that some demon tried to destroy the work of the Creator. Extinct volcanoes provide a more likely answer.

Two-thirds of Basutoland is only barren rock, making cultivation possible only along the banks of the rivers. In the third of the country that is arable, a harvest is possible only if the elements do not give rise to five or six scourges which follow in the wake of one another, bringing ruin to the whole countryside.

In 1933 more than 50,000 out of a population of 500,000 died, victims of hunger and typhus. These misfortunes keep the populace in almost extreme poverty and cause great migrations to more wholesome climates. The country, as large as Belgium, can hardly feed a half-million souls. Even at that many must search for food outside their homeland.

Why do the Basutos stay in this miserable country? We

could ask the same question of our own Indians who remain on their reservations. Basutoland is one large native reservation. The whites are excluded. Only the officials, merchants and missionaries are allowed to live there. They must obtain a pass to enter and to dwell in the country. All in all, these three categories number about two thousand people.

A barbed-wire fence surrounds the whole country. Native police guard the border. When the Negroes must leave the country to work in the mines of Transvaal or on the farms of the Boers, they leave from a recruiting office at the borderline. They are taken by bus or train where they never mix with the whites. After the expiration of their nine-month contract they are supposed to return to their own country for six months before returning to their work.

For the most part these rules are kept. Often, though, they

leave their country never to return. The starvation wages they are paid hardly permit them to return to their native land. Very few are able to help their families with the fruit of their work. It is easy therefore to understand the precarious position of the number of families who cannot leave Basutoland.

Seeing these people progress under such handicaps makes us ask what could be the designs of Providence on this nation. Naturally, none of these events takes place outside the will of God. If not even a sparrow falls to earth without the notice of Our Father, can we not suppose that He looks over each nation with the same amount of care?

Because Basutoland is a country of misery it gives birth to a people well steeped in virtue. Courage, perseverance, detachment from things of the world are the appanage of the Basutos. Even the pagans give the whites of old civilizations some

The Robin's Easter Story

The Crown of Thorns so tortured His dear head.
I wished that I could take the Crown away,
But it was big and heavy. It would stay
And cause His Precious Blood to flow so red.
I drew out just one thorn. And now instead
Of being only, drab, dull brown, they say
My breast is red. His Mother stayed to pray,
And so did John. His other friends had fled.
Today I saw the Master on the street;
I sang to Him. I was entranced to see
That He no longer wore the thorny Crown.
I saw the Master when He went to meet
Two friends who walked along and seemed to be
So sad. They stopped. I sang when they sat down.

—Siser St. Stanislas, C.D.P.

magnificent examples of wisdom in the use of earthly things.

This explains in part the great movement of conversion to the Church of Rome. Each year the number of newly-baptized increases by ten thousand. After 82 years of labor in this district of the missions, the Catholic Church numbers two hundred thousand souls. The native king and most of the high chiefs are Catholics. All the members of the royal family follow the religion of their sovereign.

The Basutos, because of the trials of their country, make easier converts than those of the neighboring regions. The missionaries have the time to give them a good Christian education. Obligated to leave the country shortly after their marriage, they become fervent propagandists of their religion. In some districts, seventy-five per cent of the Christians have been baptized in Basutoland. It is safe to believe that Basutoland will become the native novitiate of Christianity for South Africa. The Pope of the Missions has said of the Basutos: "This people, who are rising so rapidly in the moral and intellectual paths will surely have a great influence in the whole of South Africa."

As Pope Pius XI has remarked, the Basutos are the most intelligent of South Africa. They are attached to their language and their traditions which they defend with jealous care. They have their poets, their orators, their jouranalists, and their historians.

Our 344 primary schools teach more than thirty thousand students. Our two classical colleges, affiliated with South African universities, have an enrollment of five hundred students. Four normal schools for both sexes prepare the teachers for the primary and secondary schools. A school of arts and sciences for boys and five industrial schools for girls will soon furnish the country with all skilled workers needed. In the past ten years we have built two hospitals under the direction of missionary doctors. They perform an indispensable work in a country so ravaged by disease.

Since 1924 Basutoland has boasted of a native seminary. So far, seven Negro priests have been ordained: three others will be ordained at the end of this year. There are 236 Sisters, all native vocations, out of a total of 325 Religious in the district. Seven European congregations

have their native novitiates.

The Oblate Fathers have a novitiate, while their scholastics follow the courses at the secular Seminary conducted by the Oblates at Roma. There is even a new Congregation made up exclusively of Basuto Fathers, Brothers, and Sisters. They will serve in the primary schools in the interior of the country. We believe that in twenty-five years the majority of the nation will be Catholic and will have an all-native clergy.

There is no question that the Basuto priests will be fully capable of assuming such responsibility. They are intellectually and morally the equal of the clergy of European stock. And they are second to none in their zeal for the conversion not only of their countrymen but of the entire Negro race. I look to them to be the outstanding apostles of the African Negro.

Yes, Basutoland is a land of mystery. But the mystery lies in the designs of Divine Providence which seems to have destined this hardy people to a remarkable apostolic vocation. Mary's Oblates are happy to be the instrument which Providence has chosen to prepare the Basutos for their second task.

YOU ARE IN NEED OF THE HELP OF GOD !

WHY NOT JOIN US IN THE NOVENA OF MASSES TO THE HOLY GHOST STARTING MAY 7th?



This Novena of Masses will be offered to God and His Blessed Mother in the intention of all the members of the Missionary Association of Mary Immaculate.

Join the Missionary Association NOW and your sorrows and worries will be included in the great NOVENA OF MASSES.

The duties of the members of the Missionary Association of Mary Immaculate are small: Each member offers three Hail Marys daily and one dollar per year (\$2.00 for the enrollment of the whole family) for the work of the Oblate Fathers in the Mission Fields of the Catholic Church. In return one holy Mass is said daily for the members of the Association.

TELL YOUR FRIENDS ABOUT THIS WONDERFUL ASSOCIATION AND ABOUT THE COMING NOVENA OF MASSES from MAY 7 until MAY 15.

THE MARIAN PRESS

922-24 Victoria Ave.

— Regina, Sask., Canada

Stir Crazy

by Hugh Finnegan, O.M.I.

("Mary Immaculate")

The writer of this article was a prison chaplain in the Texas Penal System for many years and has several hundred converts among those who paid their debt to the State.

Everybody remembers the famous case of Bill Smith. Sentenced to die, he feigned an almost perfect act of insanity. His last days made a profound impression on his companions in the death row of the penitentiary.

Shortly after Crazy Bill went down, one of the boys down the line, who had lived through those last harrowing days, got the idea that perhaps he could beat the chair by playing the crazy game. He had some two weeks to wait after Bill went down.

Up till now he had been perfectly all right in every way. As a matter of fact he was very devout and serious in his preparation for death, hearing Mass and receiving Holy Communion frequently.

Then one fine morning I entered the death row. Juan's cell was directly in front of the barred entrance. To my great surprise there was no 'Buenas dias' to greet me. I went over to his cell and called out as I always did, "Buenos dias, Juan." There was no reply. Only Crazy Bill's old vacant stare — without the trimmings of the Garden of Eden. Juan's coal-black disheveled hair hung down over his forehead, clouding the sight of his glazed eyes.

There was nothing to do but move on down the line and try to get the verdict from the four or five condemned men who were going through their regular morning routine of checking off another twenty-four hours on their already well-penciled calendars, with the usual comment: "Getting closer and closer, Father."

After that brief comment came the verdict on Juan. "Juan didn't talk to you, did he? No? Well, he blew his top last night. Walked his cell all night, talking loudly to himself as if he was afraid of someone. Hardly any of us closed an eye all night except old Sam in number six."

Naturally, all the boys were sympathetic towards poor Juan, and did not like the comment the death watch made to me: "Preacher, your Spanish-speaking friend here is playing Bill's crazy game. We can expect plenty of that from now on, preacher. Say, preacher, can you understand that foreign lingo? Listen and see if you can make out what that thick-headed idiot is saying."

Juan was running from one corner of his cell to the other, pushing his arms out in front of him and crying out pitifully: "Quita esa mujer de aqui . . . Take that woman out of here. . . She wants to choke me . . . The she-devil is choking me . . . She's choking me to death!"

"Take it easy, Juan," I called out reassuringly. "You have nothing to fear here. They don't allow any women in here at all, either good or bad!"

Poor Juan showed no improvement as time drew short. His iron perseverance, and a thin ray of hope still carried him along, despite all counseling to the contrary.

It was late in the evening of the inevitable night.

The guards had come in the morning to take his measurements for the new suit he was to wear that night. That was a sign of vanishing hopes — and yet, there was a semblance of a

chance yet. Why not gamble on it to the last minute.

About ten o'clock, I asked the guard to open his cell and let me enter it so that I could have a heart to heart talk with him. Once he keys were turned in the lock and neither of us could get out in a hurry, I had to get down to brass tacks with him and try to drive that woman out of his head instead of out of his cell.

The second hand on the clock was rolling the minutes around at what seemed to me like a wild gallop. I had to shoot straight between the eyes and talk cold turkey. Here goes . . . "Juan, they are going to burn you within the next hour and a half, whether you are crazy or not. Don't you see all the guards around? Don't you realize what that means? You started to make a good preparation for death several months ago, now is the time when you need God's help, when you are going to meet Him.

"Get down on your knees now, and make a good confession. I have just time enough left to get over to the church in New Waverly and back, so that I can bring you our Lord in Holy Communion before you meet Him in Judgment at twelve. That is just a little more than an hour from now, Juan . . ." Beads of perspiration stood out on my brow. Would he listen to reason? "Refuge of Sinner, help me out now!"

And Juan knelt down silently, sanely, made his last confession, received Holy Communion. He walked peacefully and resigned his last mile to Heaven.

Don't Scream, Miss Lynn

By MARRION SCOTT

Sylvia Lynn banged the ledger shut, climbed upon the stool behind the cash register, and surveyed, glumly, the interior of the Wash-Rite Self-Service Laundry.

Clickety, click, chorused the 20 Spindexes, Hum-teedle-dum, hum-teedle-dum.

She hated the interior of the Wash-Rite Self-Service Laundry. Not only because of its 20 Spindex automatic washing machines gurgling gloomily away at their tasks, but because it also contained Tony Forester, Wash-Rite's lone attendant. She felt all mixed up. And Tony was to blame for it.

Sylvia could see him striding briskly about, clad only in old marine corps coveralls, affectionately caressing the porcelain drums of moaning Spindexes. He was a tall, blond, happy looking young man of about 30, with a healthy red-and-white look to his face, and a square chin. Since, in addition to being the only attendant he owned the place, he was also Sylvia's boss.

This she didn't mind. That is, she hadn't. Not till yesterday. Until yesterday everything was going along nicely in her particular galaxy. But this morning she felt so mixed up that she found it hard even to think about a certain Norman Ratcliff, a process which was not usually difficult at all.

Sylvia eyed Tony coldly when he ambled up to her desk. He curled one long arm around the cash register with the same affection he usually reserved for his Spindexes.

"Why," Sylvia said levelly "did you say yesterday that you were in love with me?"

"Because I am."

"No. I demand an intelligent answer. Or is that too much to expect in this bedlam?"

Tony grinned, in a way obviously calculated to be disarming to human females. Sylvia, though human and distinctly female, was not disarmed.

"Because," Tony said, "your blue eyes are shaped like almonds and the California sun has done nice things to your skin. Also, your hair reminds me of corn-silk, which I happen to like."

"It might interest you to know that I give it 100 licks with

a hairbrush every night to keep it that way. Anything else?"

"I want to marry you," Tony said.

"Well, I don't want to marry you. Besides, as I believe the saying goes, I'm engaged. See, I have a ring to prove it."

Tony seemed not the least interested in other men's engagement rings. "Engaged to that international plumbers' supply salesman?" he asked. "That Norman What's-his-name? You'd never like a nice quiet life like that, Miss Lynn. It'd be as dull as that accounting job you quit at Cal-Pacific studios."

TRUTH—In the final analysis, the world is in its present state because Catholics have failed to be great outstanding apostolic followers of the doctrine of Jesus Christ. And the world can be pieced together again only when Catholics are united for the restoration of Christianity and Christian civilization. — "Tennessee Register."

THE FACTORS—The extent to which a publication will attract readers depends upon two factors. Largely it rests with the publication, it must be admitted. However, in no small measure, it also rests with the public. The publication must be interesting, but the public must also be interested. — "The Catholic Messenger."

DESCRIPTION — Without employing too cumbersome terms, we might, so to say, define secularism by describing a secularist in operation. He believes and

acts on the principle that "business is business," which means that with an unconcerned heart he gouges where he can and sets a free course for greed, taking thoroughly for granted that the other fellow, all the other fellows, act on identical principles and that the price for self-survival is to practice ruthlessness—if need be with a gloved hand and an Oxford accent—on all occasions . . . Our friend's social life is conducted along the same lines . . . — "Nevada Register."

EXEMPLARY WEDDING—The world still reads and hears about the marriage of Cana, and it would be well for the world if the lessons of Cana were remembered and applied. For too many weddings take place today under conditions that mean Christ and His holy mother are not invited because they would not be welcome—"The Pittsburgh Catholic."



"Go away," Sylvia said, "and please don't mix me up any more than I already am." She realized she was clenching and unclenching her hands, rhythmically, keeping time to the teedle-de-dum, teedle-de-dum of the Spindexes. "I'll admit, Mr. Forester, that an accounting department in a movie studio, glamour columns to the contrary, is pretty dull potatoes. But I assure you that life with Norman Ratcliff will not be. Now if you'll go spin your Spindexes for a while, I have some bookkeeping

to do. That's what you pay me for."

Tony started to say something, but one of the Spindexes changed gears suddenly and slipped into high, on a somewhat urgent note. Tony went back to it. Sylvia settled down to her bookkeeping.

Keeping anything, however, seemed impossible, including her self-control. Hum-teedle-dum, chanted the Spindexes. Clickety, click, whee! That "whee" part was associated, in some way obscure to Sylvia, with the last lap

of the Spindex semi-drying process. She closed the ledger again and resumed staring glumly at Wash-Rite's efficient interior.

On two sides and at the back of the long room gleamed 20 porcelain washers, reminiscent of oversized oil drums, each with a circular glass door revealing lumps of wet clothes spinning away for dear life. Near the entrance, in the vicinity of Sylvia's cash register, were several wicker chairs, a sofa, a grass rug from Haiti, and a drinking fountain with an electric eye which automatically squirted water to sipping height when you bent over to get a drink.

Sylvia examined the five ladies who were resting patiently on the wicker chairs and the sofa waiting for their wash to come through. "Wash day de luxe," she muttered darkly to herself. "This is what grandmother must have dreamed about."

Wash-Rite was located not far from the center of Hollywood on Sunset boulevard. This fact had no direct bearing on the business, except that business was booming. Apparently everybody in Hollywood wore a great number of clean clothes.

While Sylvia continued her glum survey, an elderly lady who looked like a character extra brought in a bundle of clothes which she seemed to regard with great distaste. Sylvia wearily waved her back to Tony and his chattering Spindexes.

Tony had worked up his customer-approach into a nice routine. He accepted each laundry bundle as gladly as if it were a package from heaven and said, as was his way, "Now it commences."

Approximately 30 minutes later the clothes were washed, rinsed, partially dried, and tied up in a nice moisture-proof package. At this point he said, as also was his way, "Now it ends."

Sylvia watched Tony go into his routine with the character

lady. He stuffed the clothes through one of the round openings, punched assorted buttons in an esoteric way, and gave the Spindex an affectionate little pat.

"Now it commences," he said. "You will notice, madam, that we have reduced wash-day drudgery to a minimum, if any. You do not even wet your hands. You may join our other ladies here and read, knit, drink from our automatic fountain, or do whatever you wish."

"I think I'll go for a walk," the lady said in a bewildered way. "The noise gets me. It sounds like a sawmill sequence in a cliffhanger." She went out.

Tony came up to the cash register and put his arm around it.

"Let's go to lunch," he said, rather loudly, over the carping of the 20 washers, all of which seemed to have developed a sort of high-velocity asthma.

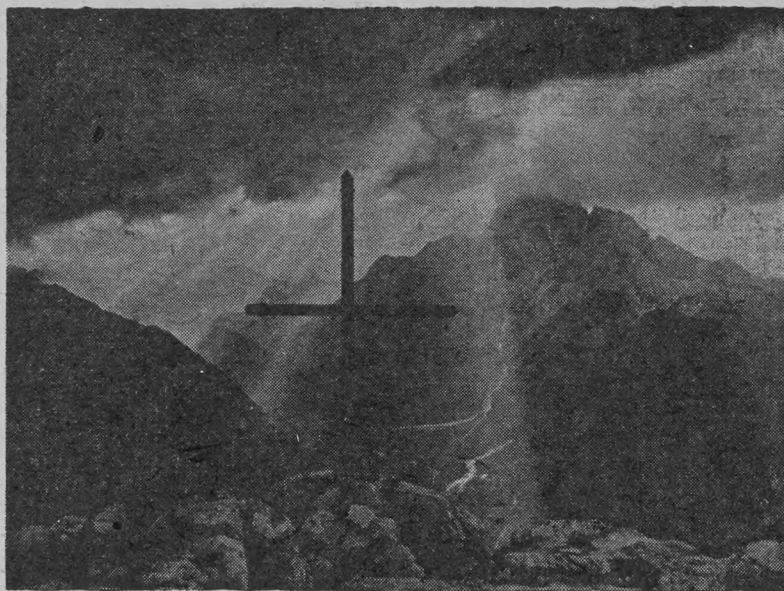
"I'm not hungry," Sylvia said. "But anything to get out of here. Like the lady who just left, the noise gets me. As a matter of fact, I think it's already got me."

"You'll be all right," Tony said. "It's just your sanity that's affected."

Tony got Mrs. Bagley, who helped her husband in the nearby filling station, to take over the cash register and the Spindexes. Mrs. Bagley was a broadish woman, addicted, naturally, to wearing slacks too small for her.

"The noise makes my head feel like a merry-go-round," she said. "But I'll be glad to. I've always liked merry-go-rounds."

They went to a near-by restaurant, which was decorated with very bad caricatures of innumerable movie stars. Sylvia ordered an egg-salad sandwich, which she didn't want, much preferring to ease her mixed up feelings with a few nibbles at her cuticle. Tony ordered ham and eggs. Tony's tastes seemed very simple. His idea of a banquet, apparently, was ham and eggs.



Storm

When the food came to their booth, Tony said brightly, "Well, now it commences."

Sylvia found herself clenching her hands again. "If I hear you say 'Now it commences' one more time," "I shall scream."

"If you did you wouldn't hear me ask you to marry me again."

"That is all I would need to finish me off."

Tony tackled his ham and eggs. Sylvia watched, fascinated. He liked his eggs turned over, a little overcooked. He always carefully trimmed away all the white from the yoke, ate the white first, and saved the yolk for the last, with the final shred of ham.

Sylvia was surprised to discover that she knew so much about Tony's personal habits, such as they were. Odd, too, but she couldn't remember that she had ever noticed how Norman liked his eggs.

"Look," she said suddenly, "As I said, I'm engaged."

"Oh, that." Tony shrugged and continued paring away at the white of his eggs.

"I feel very mixed up," Sylvia said, "having two men wanting

to marry me. Not that it's the least difficult to choose between them, of course. Norman makes a very excellent living selling plumber's supplies for his father's firm. He is exactly the kind of man I want, hard working, industrious, doing something really worth-while in the world."

"This dialogue is very dull," Tony said. "Besides, he's always out of town. And he's waited long enough, it seems to me. Three years."

"I ought to clip you one for that, Mr. Forester."

"You can call me Tony, if you want."

"If I called you what I wanted I'd be run in for using language unbecoming to a lady."

She felt the blood rush to her face. She clenched her hands, hard. Then she became very cold.

"I hate you," she said.

"That's a good sign."

"Listen, Mr. Forester. There is a part of me which you do not know about—the part that likes peace and quiet, with things running the way they should and people doing what they ought to do, whether they like it or not. I seriously doubt, as you have

hinted, that another part of me likes hubbub and noise, with people happily indulging in their highest ambition, such as nursing a flock of washing machines."

Tony stopped, momentarily, the business of trimming his eggs. He looked quizzically at her, and his eyebrows, which were thick and dark and didn't match his hair, drew close together.

"Lately," Sylvia continued, "I have thought perhaps my weakness for contented people was getting the better of me, and I have felt greatly mixed up about it. Sometimes, even, my mental picture of Norman has gone slightly out of focus."

"That's good."

"No. Cows are contented, but I don't especially like cows. I'll admit, Mr. Forester, that you are a very pleasant young man to look at. You have attractive blond hair, which is usually mussed, green eyes, and a nice clean smell, much like the wash you turn out with your Spindexes. However, sometimes I think you have no more spine than a flannel suit without the man in it."

Tony stopped eating.

"The man I marry," Sylvia continued, "must not be content to go through life having his affection upon a washing machine. That's the other part of me, which I'm sure you have never noticed."

Tony very carefully put down his fork and pushed his plate away. He looked suddenly tired, and unhappy, and defeated.

"Sylvia," he said, "this is what I want to do. All my life I've been doing things other people wanted me to do. My family had rigid ideas as to what the only scion should become. Playing nursemaid to a washing machine, as you put it, was not one of them."

"I'm sure it wasn't."

"It took a long time for me to make the break. But it came when I started at a factory in

LOVE WINS - as *Spy* meets *Spy*

By Paul Twitchell, C—Sp.,
U. S. N. C. T. C.

It was one of those hot afternoons in the late summer of 1861 when the storm of a great tempest had gathered along the shores of the lower Ohio River where the packet, the Samuel B. Orr, drifted.

All seemed well until the tall, grey-eyed stranger boarded the packet at Smithland, Ky. He stood at the rail of the boat watching the river when he became aware of being watched. He turned, saw the small face of a girl.

"I know you, don't I?" she asked.

"I'm Jeff Garrett," he replied, "I'm from Kentucky. Just outside of Paducah!"

The man laughed suddenly: "What a joke! Little Berta! I've heard of you being a Confederate spy. Sorta storybook stuff, ain't it? Me, the Yankee spy, meeting with an old sweetheart, a rebel spy!"

It was true that Jeff Garrett had been the girl's sweetheart several years before the war. They lived nearby on adjoining farms and Garrett had moved away some few years before. He had gotten a job with the government and when the war broke out had been sent to Western Kentucky to keep an eye on things. The girl became an intelligence agent for General Polk's army when it threw up fortifications at Columbus, Ky.

Here the former sweethearts met, on board a government-chartered vessel en route to Cairo with a valuable cargo for Grant's army. The girl had gone aboard to assist in its planned capture at Paducah, by the Confederates, under the command of Lloyd Tilghman. But Garrett was not aware of this and did

not know that the Confederates were in Paducah.

He said: "Listen, Berta, I still love you, as I said that night on your porch, five years ago. If you're discovered it means your death. Paducah is a neutral port and you must leave the boat there, but promise that you'll make no mention of the cargo until we've cleared port."

"You hold the high cards, Jeff," she said. At that point the scream of a cannon ball broke over the peaceful river. Jeff Garrett had seen the ambush from the shore. The Confederates were shelling the vessel, and with a quick move he threw the girl to the floor and lay still. It was over in a moment and on rising he saw the smoke from Paducah. But a sudden shock came when she said: "Jeff, don't show yourself at Paducah. It's been occupied by the Confederates. They're expecting you. I was sent to bring you in!"

In less than an hour Jeff Garrett had been marched from the boat by an armed guard to the headquarters. He was placed before Brig. Gen. Lloyd Tilghman, Paducah's great soldier, who said: "Jeff Garrett, it is the usual custom of nations at war to enforce the death penalty for spying, but I am in my rights to make the decision to set you free!"

An amazed Jeff Garrett was escorted to the ferry and to the Illinois shore. From the shadows rode Berta Nance leading a saddled horse.

The two went west where Jeff Garrett became a ranch owner. Neither he nor his wife ever spoke of the war again.

Brubank, learning how to build Spindex washers. Now I run them. Running them's more

fun."

"Having fun, then, is the most important thing in the world?"

"It's one of them."

"That does it, Mr. Forester." Sylvia stood up. "As the lines run in a B picture," she said, "this is the end. I hadn't meant to come to work tomorrow anyway, because a friend of mine—the one, you know, who leads such an uninteresting life selling plumbers' supplies—is taking me to lunch between planes from San Francisco to Mexico City. I haven't seen him in six months, so I shall have to spend my entire morning making myself beautiful. As part of the process, you might like to know that I shall give my corn-silk hair an extra 100 licks."

"You can't walk out on me," Tony said.

"But that's exactly what I'm doing. You'll get along all right, I'm sure. Mrs. Bagley can hold down the Spindex fort until you get another bookkeeper. I wouldn't advise you, Mr. Forester, to propose to your next bookkeeper. Proposals to bookkeepers have a tendency to confuse them. Good-bye."

She turned away, and then suddenly turned back to him. "And believe me," she said, "I'm confused." Tony didn't say anything. There was still that tired look across his face. "Your eggs are getting cold," Sylvia said. "Good-bye—Tony."

She went out and waited for the mixed up feeling to go away. But it wouldn't. Maybe, she thought, she'd gone too far. After all, that crack about the flannel suit—and Tony's face, Tony's nice red-and-white and usually grinning face . . .

She thought of Norman. Well, when she got with Norman that mixed up feeling would certainly go away. Being with Norman had always made her feel swell.

She met Norman for lunch the next day at a scheduled dining room in downtown Los Angeles. There were thick gray carpets on the floor and the subdued lighting plunged everything into gray and expensive gloom.

Sylvia embraced the quiet gratefully. "This is what I've been waiting for," she said. "No Spindexes." She discovered she had a tendency to whisper, "Whee!"

"What did you say?" Norman asked, holding her chair for her.

"Shh, Sylvia said. "I'll tell you later. This sounds like heaven—without bundles. I won't even have to remember that the wash must go through."

Norman looked at her blankly, then sat down and picked up the menu with a quick movement.

Norman Ratcliff was a large man, but he sat easily at their table, in an attitude of studied grace, leaning forward on his elbows. He had a round face, very swarthy, and a dark beard. Sylvia seemed to have known him forever. They had been cocky, opinionated kids at Hollywood High together. Later they had discovered that they agreed about practically everything, and

The ROMAN RITUAL says: It is a pious and praiseworthy custom for a mother to present herself in the Church as soon as she is able to leave her house to render thanks to God for her happy delivery and to obtain by means of the priestly blessing the graces necessary to bring up her child in a Christian manner."

—The Operator "Novena Notes"

OPEN THE PACKAGE—

There are some people who in viewing the Catholic Church mistake the wrappings for the package. They see the gorgeous vestments; they smell the incense; they hear the music floating from the chancel, and they mistake all of those "wrappings" for Catholicism. . . . They overlook entirely the great benefits and principles in these wrappings.—Tennessee Register.

It was CARDINAL GIBBONS who declared that "Catholics ask neither fear nor favor of any-

then they became engaged. It had seemed a perfectly natural, normal process.

"I quit my job again," Sylvia said.

"Why. Too dull?"

"No. Too interesting. The boss wanted to marry me."

Norman started to say something, but a waitress appeared, wraithlike, as if she had floated up out of the carpet, and he got involved in ordering. He had, he explained, a touchy stomach, and things must be prepared in a certain way. The salad dressing must be oil and vinegar only, no salt or pepper. If she liked, he said, he'd mix his own. His steak must be broiled and no grease whatsoever must be within spluttering distance, and could he pick one out before they cooked it?

"O.K., O.K., O.K.," said the waitress. She looked suddenly startled, as if the sound of her own voice was too much for her

one; they are well able to take care of themselves."

SYMBOLIC WORD—One of the most cherished, withal inspirational words in the vocabulary of a true Christian should be the word "zeal."—The Catholic Sentinel.

LOVE IS SMART—There is a half-humorous saying that "love is blind." But love ought not to be deaf and dumb and brainless as well. —The Boston Pilot.

TOPPER—According to William H. Mooring, Bing Crosby topped the ballot as the biggest boxoffice money-maker of 1947. He has held that position for four years; ever since he appeared in *Going My Way* in fact . . . Why is he tops? Could it be because the screenplays in which he appears rarely fail to make the grade as family entertainment and never have been known to pander to low tastes? —The Catholic Week.

and the carpet.

"This is something new," Sylvia said. "You used to have the digestion of a boa constrictor."

"Worry," Norman said. "It gets you." The waitress tiptoed up with their shrimp cocktail. Norman ventured a tentative taste. "Good sauce," he said, "except it's too hot."

Sylvia suddenly became fascinated with the way Norman worried the little crescents of shrimp with his fork.

"Since you always have a weighted opinion about everything, Norman," she said, "what is your current opinion about the status of our nuptial endeavors—in other words, when are we going to get married, chum? Is the status still in the state of quo?"

"I guess I've been too busy to think much about it."

The waitress brought the paraphernalia for mixing the salad dressing. She was carrying a wooden bowl at her fingertips as if it were a reptile. She set two cruets of vinegar and oil in front of Norman. "No salt, no pepper," she mumbled, then looked startled again. "Sir."

"The help these days—" Norman flourished his arm in a broad disparaging gesture. "What were you saying?"

"Me? Oh, nothing. I was just enjoying the quiet."

"I can't stand noise," Norman said. He became engrossed in fooling with the oil and vinegar. Sylvia was still fascinated with watching. "Maybe you could go back to that movie place again," he said, "if you wanted to. Wasn't it something in the accounting department?"

"It was."

The waitress brought the salad, which she set on the table as if it should be handled with fire tongs. Delicately and with a sence of ecstasy, Norman began dribbling his handmade dressing across it. Somebody at another table clinked a spoon against a cup, and Norman frowned. "I can't stand noise," he repeated.

"Norman," Sylvia said. "Look

at me." It seemed difficult for him to tear himself away from the salad. But he managed it. With an effort.

"Norman," Sylvia went on, "what's happened to you? You used to talk about building bridges, remember? You used to be cocky and assertive and you ran around with a chip on your shoulder and I loved you for it. That was when you meant to lick the whole world, all on your own. Remember?"

"I guess I've grown up."

"Norman—did you ever notice what color my eyes were?"

"Why, sure. Blue—are n't they?"

"Oh, shut up."

Sylvia felt her face growing hot. She began clenching her hands, and that mixed up feeling came back, suddenly, and hit her between the eyes.

"In case you haven't noticed, Norman," she said, very loudly, "we are having a quarrel."

"Please, Syl—people are watching."

"Let 'em watch. I'm sure they see a lot of that here. This mau-soleum is enough to make any-

body go nuts, sooner or later. And this is sooner. To think that I spent my entire morning getting ready just for this I did my hair six times, and I bought a new dress!"

"Yes. Oh, yes. It's very pretty."

Norman, embarrassed, bent carefully forward over his plate, diddling with the water cress. Sylvia bent forward over hers, but only so that he would hear distinctly what she had to say.

"You are," she said, "the most disgusting human being I think I have ever seen. Someday you will doubtless evolve into a stomach walking around on two legs, which I'm sure you would enjoy. If I had my way about it, I would encrust your salad with a great deal of salt and pepper and feed it to you personally."

By then the waitress had come up, balancing the platters which held their steaks. She smiled at Sylvia. "Up and at 'im, sister," she whispered. "I mean madam."

"Did you ever consider," Sylvia said to Norman, "doing something your father didn't want you to do?"

Growing Pains

Shocked Lady: "Little boy, it makes me sick at heart to see you smoke."

Joey: "Well, missus, it seems to catch me more in the stummick."

* * *

A Job for Duration

Uncle George: "Whar yo' goin' wif dat little shovel?"

William: "Ah's gwine to bury my past."

Uncle George: "Man, yo' need a steam shovel."

* * *

He's Got Something

Percy: "What would you think of a man who was constantly deceiving his wife?"

Freddie: "I'd think he was a wizard."

* * *

Shop Talk

Dentist: "Now, sir, which tooth is bothering you?"

Movie Usher: "Last one on the left side in the first balcony."

"Never."

"Plodding along and selling porcelain faucets to the Aztecs is doubtless your highest ambition, isn't it?"

"I'm doing what I want to do, Syl."

"Are you, Norman?" Sylvia stood up. "Your next step," she said, "is no doubt, stomach ulcers, and I know you will be very happy with them. But I'm afraid you haven't grown up. If you've grown at all, it's simply that you've filled out to fit your father's shoes, a pair of shoes with the size already picked out for you."

Norman cut carefully into his steak. Sylvia stared at him. He had, she realized, become an accomplished glutton. Food no longer was an adventure for him. It was a rite, a devotion, stern, relentless, demanding. He could no longer eat with hunger, only with finesse. Some men wanted to rule nations. Norman wanted only to dictate to his duodenum.

Sylvia thought suddenly, and with a sharpness as poignant as regret, of Tony's ham-and-eggs idea of a feast. And suddenly, in that bright flash of remembering, she saw Tony's face, hurt, tired.

She started fumbling at the fingers of her left hand. "I'm sure you will be very happy with stomach ulcers, Norman, but be assured I will not be hanging around with a bottle of pills. I've hung around three years already. Now if you'll excuse me, I've got to get out of here, before the sight of another shred of water cress makes me sick. And you, as you may recall, have to catch a plane to Mexico."

She reached down and took Norman's hand. She felt the little circle of her engagement ring slip into his palm. She searched his face, momentarily hopeful, but no flicker of expression crossed it.

"I think," she said, "I'm the

one who has grown up, not you. Very suddenly I've grown up, right here in this room. There is a part of me that you've never known about, Norman. It's the part of me that likes noise, and people living their own lives the way they want to, and—making ham and eggs into an event. I've been a little mixed up lately. But I'm not anymore. Good-by. Good-by—Norman."

Later that afternoon when Sylvia entered the efficient interior of the Wash-Rite Self-Service Laundry, she found Mrs. Bagley sitting calmly behind the cash register. It appeared that the merry-go-round feeling which Mrs. Bagley enjoyed so much, had gone a little too far.

"Am I glad you're here," she said. "This noise is driving me nuts, which isn't, as my fond husband says, very far to drive."

Hum-teedle-dum, chortled the Spindexes cheerily. Clickety, click, whee!

Sylvia leaned unsteadily against the cash register and waited for Tony to finish the first lap of his disarmingly happy routine with a lady in a print dress. Finally he turned and saw her.

He strode up to her and seemed on the verge of twining his arm around the cash register with his usual Spindex affection.

"The wash," Sylva said lamely, "must go through."

Tony stared at her closely for what seemed a long time. Then he said brightly, "That is a very pretty look you have in your blue eyes, Miss Lynn."

"Gosh," Sylvia said, "I didn't know it showed. But I'm glad you like it—Tony."

Tony did not put his arms around the cash register. He put his arms around Sylva.

"Well, well," clucked Mrs. Bagley. Then, after a moment, "Well, go ahead and kiss her, bub."

"Now it commences," Tony grinned in his disarming way. "And don't scream, Miss Lynn."

Miss Lynn, thoroughly disarmed, did not scream. . . .

"Wow!" observed Mrs. Bagley, peering benignly at them around the cash register. "That makes my head feel more like a merry-go-round than ever. But, as I believe I said, it's a feeling I enjoy very much!"

HOW TO DIE

When Bishop Cassidy, of Fall River, Mass., was stricken with the attack which proved fatal, and the doctor, who had been hurriedly summoned, had finished his examination, the bishop calmly asked him:

"Tell me, doctor, what is the nature of your diagnosis."

"Well, Your Grace," said the doctor with some hesitation, "I fear that you have had an attack of coronary thrombosis."

"Then if that is so," said the bishop, not at all perturbed, "I am not only sick, I am dying. I want to go to confession. I want to receive Holy Viaticum. I want to be anointed. I want a priest to say the prayers for the dying, and as my faculties grow weaker, repeat them loud and clear, especially the act of contrition."

The bishop's request was, of course, granted, and he died peacefully within a half hour.

The Question Box

Only signed letters will
be answered

To whom does the Catholic Church deny Christian burial?

In the first place, those who have not been baptized. But exception is made in favor of catechumens, those under instruction for Baptism, who through no fault of their own pass away before they have been baptized. They are presumed to have had Baptism of desire.

Then come those who fall into the following categories — unless they have shown some signs of repentance before death: apostates from the Christian Faith, or those who are known to belong to a heretical or schismatic sect, or a Masonic or other similar forbidden society; those who have been excommunicated or interdicted by an express sentence; those who have committed deliberate suicide; those who die in duels; those who have commanded that their remains be cremated; and other public and manifest sinners.

I am a girl of seventeen. I am convinced that I have a vocation to the religious life, but my parents are doing all they can to prevent me from entering the convent. What shall I do?

Since you are the only Catholic in the family, it is apparent that your parents have some very distorted ideas about your convent life. It will be a slow process to convince them that it is one of the best lives a girl can lead, provided she has the calling from God. I would advise you to enlist the aid of your parish priest who could call on your parents and even invite them to go through a convent. Your prayers, of course, are very important, and if your parents refuse the assistance of the priest you will have to trust almost solely to prayer. Strictly speaking, your parents have no right to impede your admission to a convent, since that belongs to your conscience and to God alone, but, practically speaking, it is always desirable to have the permission of one's parents. If they

really want to be mean about it, they can call on the civil authorities to keep you from entering the convent, at least until you are twenty-one or the legal age in your state. After you have reached that age, you are on your own, showing due respect and love, of course, to your parents in all circumstances. If the worst comes to the worst, therefore, you will have to wait until then, although you should leave nothing legitimate undone to enter the convent before then. If your parents have no other reasons for stopping you than mere prejudice, then I would hate to have to answer for them. Religious vocations are not to be tampered with and should be followed as soon as they become apparent.

Can converts to the Catholic Faith become as good members of that Church as those born Catholics?

By all means. Very often they make better Catholics because of their struggle for the truth which they appreciate all the more once they have found it. In passing, however, a word of warning might be useful. Converts from other faiths must be slow to take the lead in Catholic affairs, such as Catholic Action, until they are sure of their Catholic background and are matured in the Faith. They must be docile and ready to submit to the guidance of the priest in charge of their activities in Catholic organizations. Sometimes they presume to rebel against the apparent inactivity of Catholic organizations and end up by making some serious blunders. They must beware of introducing into their Catholic life the beliefs and practices of the other faiths in which they may have been reared.

If a person enters Matrimony in the state of mortal sin, is the Marriage valid?

Yes. Such a Sacrament is illicit, but not invalid. It is a sin to receive Matrimony while there is mortal sin on the soul, but this does not nullify the effect of the holy contract. Such sinners will not receive the special grace of the Sacrament until they are once more in the state of grace.

FOOD PARCELS TO EUROPE

From Switzerland, Copenhagen
and New York.

Obtain our Price List.

C. Franke & Company

701 Confederation Life Bldg.

Winnipeg, Man.

Agents for U. S. Europa Corporation,
New York.

FUHRMANN & COMPANY

MEATS AND SAUSAGES

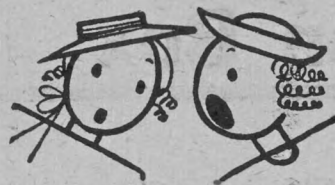
PHONE 7615

REGINA, Sask.

We buy dressed and live Cattle, Hogs and
Fowl at the highest market prices.

Corner 10th Ave. and St. John St.

Have you heard these ?



Madge: Did you have a successful seance?

Maxine: Oh, very! We had the spirit of Napoleon present.

Madge: Go on! How do you know?

Maxine: Well, the medium said, "If you are not the spirit of Napoleon, rap once; if you are his spirit, don't rap." And there was no rap.

Stranger: Does Alkali Mike still live here?

Native: Nope; not since the night he tried to get funny, and stuck his head in the window of the room where the boys had a poker game on, and yelled: Fire! They did.

"I'm sorry, but I can't give you an appointment this afternoon," said the dentist to his patient. "I have 18 cavities to fill."

Then he picked up his golf clubs and left the office.

A religious and charitable woman noticed a very down and out sort of man standing at the corner of the street near her residence.

One morning she took compassion on him, pressed a dollar into his hand and whispered: "Never despair."

Next time she saw him he stopped her and handed her nine dollars.

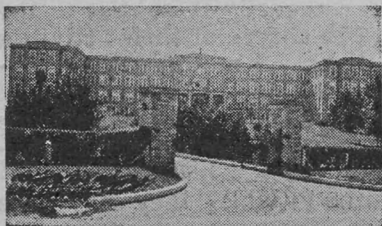
"What does this mean?" she asked.

"It means, ma'am," said the man, "that 'Never Despair' won 8 to 1."

Fond Mother: I think little Dollie plays wonderfully for her age. Of course, she makes mistakes, but then, you must remember, she play entirely by ear.

Visitor: Yes; the trouble is, that's the way I listen, too.

Institutional Insurance



Increased costs of replacements now necessitate added insurance. — We insure properties of every description.

* *

We specialize in Insurance on Churches, Colleges, Hospitals and Convents.

* *

Expert advice given on complete property protection at reasonable cost.

For particulars write or see us

C. FRANKE & CO.

General Insurance Agents

701 Confederation Life Bldg.
WINNIPEG, MAN.
- Phone 95 090 -

Your Radiator
Troubles Are
Our Specialty

REGINA RADIATOR SERVICE

1325-11th Ave. Phone 8107

MID-WEST COAL COMPANY

COAL WOOD

"Built for Service"

H. WINGERT, Prop.

Burn GLO-COAL

—Best by Test

Office 5106 - Phone Residence 29029

GEREIN & HEALD

Barristers, Solicitors and
Notaries

A. B. Gerein, B.A., LL.B.
D. V. Heald, B.A., LL.B.

401 Kerr Blk. Phone 4105

HOME GROCERY

It's a Pleasure
To Serve You

PHONE 6276

1035—11th Ave. — Regina

CHRIS. KIRCHNER, Prop.

Purity Meat Market

WM. FRIEDRICH, Inhaber.

Frisches und geräuchertes
Fleisch, Speck, Schinken
und Wurst

Immer frisch auf Lager

Phone 5977

Hubby: You didn't have a rag to your back when I married you.

Wifey: No; but I've got plenty to put there now.

STUDENT BURSE

Nun hat unser Priesterhilfswerk die Summe von \$4,000.00 überschritten. Mit frohem Gemüt danken wir dem Herrn. Er war es ja, und Er ist es immer, der da fromme Menschen lockt und einladet, diese Opfer für die Erziehung armer Priesterstudenten zu bringen.

Auch wir wollen uns dankbar erweisen:

Am Christi Himmelfahrtsfest, das ist am 6. Mai, wird der Schriftleiter in der Meinung aller Geber für das Priesterhilfswerk in der St. Marienkirche zu Regina ein feierliches Hochamt zelebrieren.

Merke Dir bitte diesen Datum, lieber Freund, und bete an diesem Tage mit uns.

Nun brauchen wir noch \$2,000.00. Wir fürch-

ten aber nicht: Auch die werden einkommen. Und sobald sie da sind, haben wir eine ewige Freistelle für einen armen Priesterstudenten, gestiftet von den Wohltätern des Priesterhilfswerkes des Marienboten.

Im Laufe des vergangenen Monats nahmen wir folgende Gaben ein:

März-Marienbote	\$3,972.62
Frau J. H. Janzen, Denzil, Sask.	1.00
Lorenz Beilman, Primate, Sask.	2.00
Frau M. Jelinshy, Regina, Sask.	3.00
Ein Freund, Orkney, Sask.	25.00
Frau Becker, Regina, Sask.	3.00

\$4,005.62

Senden Sie Ihre freundliche Gabe an—

The Marian Press

922-24 Victoria Ave. Regina, Sask. Canada

INSIST ON

Perfectly Pasteurized Dairy Products
and
Delicious "Purity" Ice Cream
"QUALITY YOU CAN TASTE"

PURITY DAIRY CO.

Phone 7641

MODERN GROCERY

Up-to-Date
QUALITY and SERVICE

Phone 5765

Phone 5765

P. RUMP, Prop.

WE CALL AND DELIVER

CAPITAL DRY CLEANERS

1858 Broad Street PHONE 5552 Regina, Sask.

CLEANING — PRESSING — REPAIRING

Alterations of all kinds—Suits Sponged and Pressed

Country Orders are given Special Attention.

**ROGERS LUMBER & SUPPLY
CO., LTD.**

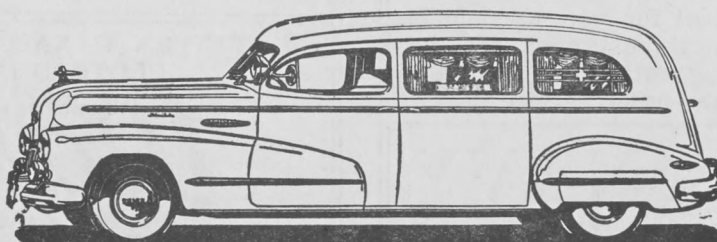
LUMBER AND BUILDERS' SUPPLIES

Phone 92 529

COAL and WOOD

SPEERS AMBULANCE

PHONE
23232



PHONE
4433

DAY AND NIGHT SERVICE

weißt, was uns noch fehlt; so beschaffe es uns!

***Communio.** Maria hat den besten Teil erwählt, der ihr nicht genommen werden wird.

***Postcommunio.** Angelassen zur Teilnahme am göttlichen Tische stehen wir, o Herr, unser Gott, deine Güte an, daß wir, die wir die Himmelfahrt der Gottesgebärerin feiern, durch ihre Fürbitte von allen drohenden Übeln befreit werden.

Nach der hl. Messe

Himmelfahrer Vater! Laß das Opfer Deines göttlichen Sohnes Dir angenehm sein und laß es uns allen zum Segen und zum Heile gereichen. Gestärkt durch die Gnaden, die ich jetzt empfangen habe, will ich den Weg der Tugend, der Seligkeit wieder voran schreiten.

O Maria, leite und führe du mich durch dieses Leben zum ewigen Heil. Amen.

Dritte Mahnbacht

Für die Verstorbenen

Meinung vor der heiligen Messe

O Jesus Christus! Du hast uns überaus großer Liebe das heilige Messopfer zum Heile nicht nur der Lebendigen, sondern auch der in der Gnade Gottes Verstorbenen eingelegt. Ich opfere Dir also diese heilige Messe und mein Gebet auf für die Seelen M. A. und für alle andern, die noch im Fegefeuer leiden müssen, und zwar, um ihre großen Sünden zu löschen, um ihre Seelen baldig zu bezahlen, um ihre heilige Erlösung zu erlangen und endlich, damit sie im Himmel wieder für mich beten, daß ich noch vor meinem Tode alle Strafen meiner Sünden abbüßen möge. Ich bitte Dich deswegen, o gütigster Jesus, Du wollest das gesandte Messopfer, wie auch meine geringe Mahnbacht und die Fürbitte aller frommen,

Does your ...

Mom or Dad

need a German Prayerbook? How about giving, as a birthday or an anniversary gift, our new German Prayerbook.

Beautiful, large german print.

Cloth binding: \$1.75 per copy

Leather binding: \$3.00 per copy

Mail your order to—

The MARIAN PRESS

922-24 Victoria, Ave., Regina, Sask., Canada.

Burns-Hanley Company

DEVOTIONALIEN

Wir beehren uns, die Eröffnung unseres neuen Geschäftshauses anzuzeigen.

Unser Geschäft ist jetzt: 1863 Cornwall Street, Regina, Sask.

Wir liefern seit 1935 Devotionalien an alle katholischen Pfarrkirchen.

"WE ALWAYS SELL FOR LESS"

This is no mere slogan—we demonstrate it in fact every day of the year. Truly a store of the people for the people! The store that brought lower prices to Western Canada! The store where everybody is welcome, whether you buy or not!

Members of our staff can converse with a customer in his or her native language.

**THE STORE WHERE NO SALE IS FINAL
UNTIL THE PURCHASER IS
COMPLETELY SATISFIED**

If it is not convenient for you to shop in person at one of our three stores, order by mail from our current catalogue. Same big values—same day mail-order service.

ARMY & NAVY

DEPT. STORES, LTD.

REGINA — MOOSE JAW — EDMONTON
Mail-Order Department at Regina only

FIRE INSURANCE

First Class Underwriters

3-year rates on houses at \$4.80 to \$5.60 per \$1,000

Houses in all parts of the city for sale

ALOIS SIMON, NOTARY

Notary Documents

1764 Broad St.

Phone 8034

WESTERN CANADA'S FAVOURITE
CLOTHES FOR MEN

Ware's

LIMITED

"Ware's Wares Wear Well"

1719 Scarth St.

REGINA